

# **DER LANDSER GROSSBAND**

Osterr. S. 20,- Italien L. 1100,- Spanien Ptas. 45,- Belg. 39,-  
Schweiz sfr. 2.50 Luxemburg 79,-40,- Niederlande 12,-50,- **2,20 DM**

**540**

Erlebnisberichte zur  
Geschichte des  
Zweiten Weltkrieges

**MIT MAGAZIN UND DOKUMENTARISCHER BILDBEILAGE**

**R. HARDT**

## **KRASNODAR**

1943. - Der Kampf um den Kuban-Brückenkopf



# **DER LANDSER GROSSBAND**

**0540 - KRASNODAR, von R. HARDT**

**1943 - Der Kampf um den Kuban-Brückenkopf**

Die beiden Posten vor dem Eingang des Stabsgebäudes präsentierten ihre Karabiner.

Hauptmann Werner stieg die ausgetretene breite Treppe zum ersten Stock hinauf und betrat den Dienstraum der ihm unterstellten Abteilung Ic, die mit Angelegenheiten der Feindlage, der Abwehr und der Propaganda befaßt war.

Leutnant Zapp sprang hinter dem Schreibtisch auf, an dem er während Hauptmann Werners Abwesenheit seinen Platz hatte.

Werner reichte seinem Ordonnanzoffizier die Hand.

„Da wären wir also wieder“, sagte er. „Was tut sich hier, Herr Zapp?“

„Bei uns nichts Aufregendes, Herr Hauptmann“, antwortete Zapp in der saloppen Art, die er sich als Frontoffizier zugelegt hatte. Wie sein Chef war auch er nach einer Verwundung zum Stab abkommandiert worden.

„Und in der Stadt?“ erkundigte sich der Ic. „Alles ruhig? Alles beim alten?“

„Eigentlich ja, Herr Hauptmann“, erwiderte Zapp. „Herr Bienert hat ein paar Leuten geschnappt, die er für Partisanen hält, und wie üblich ein großes Tamtam daraus gemacht.“

„Ja, Bienert, unser GFP-Häuptling - der rastlose Menschenjäger. Für ihn scheint es die Hauptsache zu sein, seine Daseinsberechtigung zu beweisen.“

Werner ging zum Schreibtisch, auf dem ein mit Maschinenschrift bedecktes Blatt lag, und las mit wachsendem Befremden den deutschen Text des Flugblattes, das zur gleichen Stunde von der Luftwaffe über den Ansiedlungen des gesamten Kubangebietes abgeworfen wurde.

„Was ist denn das?“ fragte er betroffen.

„Unser großes Weihnachtsgeschenk an die Kosaken und die benachbarten Kaukasusvölker“, antwortete Zapp aufgeräumt. „Zwar etwas spät wie meistens, aber immerhin.“

Werner schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn.

„Ist das denn die Möglichkeit!“ rief er aus. „Mensch, Zapp, sind denn hier alle komplett verrückt?“

„Aber wieso denn, Herr Hauptmann?“ stammelte Zapp verdutzt. „Sie waren doch selbst immer dafür.“

„Ich war dafür, das schon“, versetzte Werner. „Aber jetzt, Zapp, ausgerechnet jetzt - das muß verhindert werden!“ rief er mit schneidender Stimme. „Ich gehe sofort zu Oberstleutnant Schwelm und, wenn es sein muß, zum General.“

Er stürzte hinaus.

Leutnant Zapp blieb ratlos zurück.

„Nanu, wollen Sie sich nicht erst mal zurückmelden, Herr Werner?“ fragte Oberstleutnant Schwelm den Hauptmann, der aufgeregt bei ihm hereinstürmte.

Werner nahm Haltung an.

„Verzeihung, Herr Oberstleutnant. Hauptmann Werner meldet sich vom Urlaub zurück. Bin völlig außer mir, Herr Oberstleutnant...“

Oberstleutnant Schwelm war ein schon vom Ersten Weltkrieg her hochdekorierter Offizier, der in den karmesinroten Hosenstreifen des Generalstäblers das höchste Ziel erblickte.

„Es handelt sich um das Flugblatt, Herr Oberstleutnant“, erklärte Hauptmann Werner, immer noch in strammer Haltung.

Der Oberstleutnant winkte ab.

„Bitte stehen Sie bequem, Herr Werner. Also, was ist mit dem Flugblatt?“

„Es kommt meines Erachtens zu spät, Herr Oberstleutnant.“

Schwelm warf dem Hauptmann einen scharfen Blick zu. „Mal etwas deutlicher, wenn ich bitten darf!“

„Ich gebe zu bedenken“, sagte Werner unsicher, „daß die Lage am Don unter Umständen gewisse ungünstige Auswirkungen für unsere Front haben könnte.“

Schwelm ließ sein gefürchtetes sarkastisches Lachen vernehmen.

„Ja - und? Weiter, bitte!“

„Es könnte der Fall eintreten, daß wir etwas vergeben, was uns in Kürze vielleicht nicht mehr gehören wird, Herr Oberstleutnant.“

Schwelm lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

„Ah - daher pfeift der Wind. Kinkerlitzchen, mein Lieber. Zeiten sind hart. Kein Platz für Wenn und Aber. Die Front braucht Ruhe und Ordnung im Hinterland. Haben nicht das Menschenmaterial, Riesenräume zu besetzen. Sind auf die Hilfsvölker angewiesen - Kosaken, Karatschaier, Kalmücken, Turkmenen und wie die Brüder alle heißen. Man gibt den Leuten ihr Land und ihre Freiheiten zurück.“

Der Oberstleutnant beobachtete Werner mit kühlem Blick.

„Scheinen im Urlaub in etwas aufgeweichte Gesellschaft geraten zu sein, mein Bester. Sie kennen den Grundsatz des Herrn Generals: Gehorchen, nicht fragen! Beherzigen Sie's, Herr Werner.“

Schwelm wandte sich der auf seinem Schreibtisch liegenden Dienstpost zu. Plötzlich stutzte er: Geheime Kommandosache.

Mit dem Dolch, der ihm vor kurzem von einer Kosakenabordnung geschenkt worden war, schlitze er den Umschlag auf. Das Schreiben kam vom Oberkommando der 17. Armee.

„Die Einschließung der 6. Armee am 22. November 1942 war die Folge des Zusammenbruchs der verbündeten Nachbarmeen. Wieder einmal hat der Russe die schwächsten Stellen unserer überdehnten Front durchbrochen. Die 6. Armee ist verloren. Der Entsatzversuch der 4. Panzerarmee ist gescheitert...“

Der Oberstleutnant stand auf und ging zu der Riesenkarte an der Wand. Mit einem Blick erfaßte das Auge des Generalstäblers die mutmaßlichen Folgen der in dem Geheimschreiben skizzierten Katastrophe.

\*

Über der Staniza Umanskaja kreiste, von tiefhängenden Wolken verdeckt, ein Flugzeug. Frauen und Kinder rannten aus den gedungenen weißverputzten Häusern, auf deren Blechdächern die Nässe des letzten Regengusses glänzte.

Das Flugzeug flog immer tiefer, immer lauter und drohender kam das dumpfe Gebrumm.

Anatolij Ignatjewitsch Scheljakow, der weißbärtige Alte, der nach dem Abzug der Roten Armee mit seiner Enkelin Jeluschka aus seinem Versteck in der Gegend von Armavir zurückgekehrt war in die heimatliche Staniza, stützte sich schwer atmend auf seine Krücken.

Die dreimotorige Ju 52 holte zu einer Schleife aus. Als sie das dichtgedrängte winkende Volk und im nächsten Augenblick die Gebäude der Staniza überflog, quollen aus ihrem Leib große Mengen von Flugzetteln hervor. Wie riesige Schneeflocken flatterten sie zur Erde herab, während die Maschine hochstieg und rasch in den Wolken verschwand.

Jeluschka erhaschte eines der Blätter. Sie brachte es Scheljakow. Die ungetrübten Augen des Alten überflogen das Manifest. Er räusperte sich, reichte das Flugblatt dem Mädchen.

„Lies vor, Jeluschka!“

Seine Augen waren auf einmal blind von Tränen. Sie rannen über seine zerfurchten Wangen in den weißen Bart.

„Kosaken“, las Jeluschka stockend, „Angehörige der befreiten Kaukasusvölker! Die Führung der deutschen Wehrmacht, die Unterdrückung und Terror von Euch genommen hat, gibt Euch Euer ererbtes und angestammtes Land zurück, das von den Bolschewiken enteignet worden ist. Sowchosen und Kolchosen werden aufgelöst. Eure Pferde und Eure Schaf- und Rinderherden kehren in Euren Besitz zurück. Greift zu den Waffen! Reiht Euch ein in die Front, die für die Freiheit Eurer Heimat kämpft. Kommt nach Krasnodar, ins Heiligtum Eurer Väter am Kuban, um in einer machtvollen Kundgebung der Welt und Euren Feinden zu zeigen, wie stark Euer Wille zur Freiheit, wie glühend Euer Haß gegen den Bolschewismus, den Feind der Menschheit, ist.“ - Ein deutscher General hatte die Bekanntmachung unterzeichnet.

Der alte Scheljakow, der als Held der Revolutionskämpfe im vergangenen Sommer zum Ataman der Kubankosaken ernannt worden war, rief die Männer der Staniza auf dem Platz vor der Kirche zusammen, die seit dem Einmarsch der deutschen Truppen wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben worden war.

„Kosaken!“ rief er, als alle versammelt waren, mit kraftvoller Stimme. „Unsere Freunde, die Deutschen, haben die letzten Ketten von uns genommen. Wir folgen ihrem Ruf. Mit unseren Liedern und Tänzen wollen wir ihnen danken. Zwei Dutzend Reiter bleiben zur Bewachung in Umanskaja zurück. Sie werden durch das Los bestimmt. Alle übrigen, auch die Jungen unter euch, begleiten mich zum Fest der Kosaken nach Krasnodar.“

\*

Oberleutnant Bienert, Chef der Geheimen Feldpolizei, breitete den Stadtplan von Krasnodar vor Hauptmann Werner aus.

Mit unbewegter Miene erläuterte Bienert dem Ic das in den letzten Wochen vervollständigte Netz seiner Agenten; er nannte die Punkte innerhalb der Stadt, wo er kürzlich einige Partisanennester ausgehoben hatte.

Gottlieb Bienert, ein zur Fülle neigender Mann Ende Dreißig, mit beginnender Stirnglatze und Tränensäcken unter den scheinbar schläfrigen Augen, war bei den Offizieren des Stabes nicht sonderlich beliebt. Man distanzierte sich von ihm, weil es seine Aufgabe war, die Praktiken der Gestapo gegenüber verdächtigen Russen anzuwenden. Und er tat dies mit Gründlichkeit.

Hauptmann Werner, stets um gerechtes Urteil bemüht, teilte die allgemeine Abneigung gegen Oberleutnant Bienert nicht. Als Ic war er sich

darüber klar, welche unerhört wichtige Aufgabe gerade Bienert in Krasnodar hatte. Durch die Stadt rollte der Nachschub der im westlichen Kaukasus eingesetzten Teile der 17. Armee.

„Es sind nach wie vor Kompetenzschwierigkeiten, die meine Arbeit erschweren“, erklärte Bienert, indem er den Stadtplan zusammenfaltete. „Die Feldgendarmarie mischt sich immer wieder ein. Im übrigen möchte ich darauf hinweisen, daß sich in letzter Zeit zunehmende Nervosität bei der Bevölkerung bemerkbar macht. Ich kenne die Ursache: Stalingrad, Herr Hauptmann.“

Werner nickte.

„Das war zu erwarten. Ein solcher Rückschlag stärkt nicht gerade unseren Nimbus der Unbesiegbarkeit. Wie aber beurteilen Sie die Lage jetzt nach der Landfreigabe?“

„Die Kosaken werden zweifellos positiver reagieren als die Stadtbevölkerung, Herr Hauptmann. Die Kosakenabteilung des Sicherungsbataillons hatte gestern bei Tochtamukaj ein mehrstündiges Gefecht mit Partisanen. Die Kosaken hatten acht Gefangene eingebracht.“

„Sind sie schon in der Stadt?“

„Nein, Herr Hauptmann, noch draußen im Kolchos ‚Roter Stern‘.“

Ein drei Meter hoher Tannenbaum, den eine Nachschubeinheit der Gebirgsjäger aus dem Tal des Bolschaja-Laba-Flusses nach Krasnodar geschickt hatte, stand in der Mitte des Raumes. Der silberhaarige General von Maaß sprach zu den Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften des Stabes vom Weihnachtsfest, dem vierten Weihnachtsfest unter Waffen und dem zweiten in Rußland. Er erinnerte an die Kameraden in Stalingrad, die in schwerer Lage ihre Pflicht erfüllten.

Nach dem obligaten „Sieg Heil“ auf den Führer und Obersten Befehlshaber zog sich General von Maaß zurück. Einige befreundete Offiziere folgten ihm.

Unter den Zurückgebliebenen lockerte sich allmählich die Stimmung. Mit Appetit verzehrten sie den Weihnachtsgänsebraten, den eine Russin dem Stab geschenkt hatte. Die Russin hieß Filipowa Petrowna!

„Melde mich ab; einer meiner V-Leute in der Stadt hat wichtige Informationen für mich“, raunte GFP-Chef Bienert Hauptmann Werner zu. „Wünsche einen fröhlichen Weihnachtsabend, Herr Hauptmann.“

Im großen Geschäftszimmer des Ic hatte Gefreiter Ziblinski den Volksempfänger eingeschaltet. Er wollte dem großen Weihnachtsringkonzert zuhören, das in der Armeezeitung angekündigt worden war. Er drehte am Knöpfchen und hörte plötzlich die Stimmen von Kameraden an der Westfront und vom Atlantikwall. Das war also die große Ringsendung von allen Fronten! Männer am Atlantik plauderten im Volksempfänger von ihrer gemütlichen Weihnacht. Ziblinski hörte Stimmen aus den Aufnahmerräumen in Griechenland - hier weit draußen inmitten der russischen Steppe. Er kam sich wie verlassen und abgeschnitten vor. Nordnorwegen meldete sich, und dann hörte er Leutnant Waldemar Müller, den Rundfunksprecher des deutschen Stabes in Krasnodar. Dieser schilderte die Weihnacht auf den hohen und schneebedeckten Bergen und in den Schlammflöchern des Kaukasus.

Mit einemmal, als gehöre sie nicht zum Programm, vernahm Ziblinski eine verzerrte, stöhnende Stimme: „Hier ist Stalingrad.“

Ziblinski schauderte trotz der molligen Wärme im Geschäftszimmer des Ic; die Lampen kamen ihm vor wie berstende Granaten, und dann hörte er auch die schreiende Stimme des Sprechers aus Stalingrad: „Feind greift an! Wir sind verloren, Kameraden! Grüßt unsere Heimat an diesem schauerhaften Weihnachtsfest!“

Ziblinski kam es vor, als höre er aus dem Lautsprecher die Detonation der Granaten von Stalingrad. Er drehte an dem Knöpfchen - und trotzdem hörte er immer wieder die Stimme des Sprechers: „Hier ist Stalingrad! Der Feind greift an! Stalingrad - Massengrab!“

Wie oft der Sprecher im Rundfunkgerät das wiederholte, wußte Ziblinski nicht; er war wie erstarrt. Er wußte, daß dieses Stalingrad zu derselben Ostfront gehörte wie Krasnodar. Hier in Krasnodar feierten Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften das Weihnachtsfest in behaglicher Atmosphäre! Dort aus dem Lautsprecher hallte die Stimme des Sprechers aus Stalingrad!

Stille. Es knackte im Gerät - die Verbindung nach Stalingrad war unterbrochen. Dafür ertönte wenige Sekunden später aus dem Lautsprecher die Stimme des Sprechers vom Großdeutschen Rundfunk: „Wir wünschen euch allen an den Fronten im Westen und Osten, im Süden und Norden ein fröhliches Weihnachtsfest.“ Und dann setzte der Sprecher seinem langatmigen Kommentar über die Lage an den Fronten die Krone auf: „Euer und unser Führer weiß um eure Opfer; er ist in Gedanken bei euch, die ihr das Vaterland, das großdeutsche Reich, an allen Fronten tapfer verteidigt!“

Ziblinski drehte den Apparat ab, als Hauptmann Werner das Geschäftszimmer betrat. „Na, schöne Weihnachten im Rundfunk?“ fragte Werner.

„Gestatten, Herr Hauptmann, ich bin bedient.“

Schrill schlug die Klingel an der Wohnungstür der Filipowa an.

Hauptmann Werner schreckte hoch. Fünf Uhr früh! Wer läutete um diese Zeit Sturm?

Hastig zog sich Werner an. Vorsorglich steckte er die entscherte Pistole in die Tasche seiner Feldbluse.

Die Filipowa stand im Flur. Zitternd preßte sie eine Hand gegen den Mund.

Immer wieder klingelte die Türglocke.

„Wer ist draußen?“ fragte Werner schroff.

„Gefreiter Ziblinski. Bitte Herrn Hauptmann sprechen zu dürfen. Dringend!“

Werner schloß die Tür auf.

„Kommen Sie rein! Was ist denn jetzt schon wieder quergelaufen?“

„Herr Hauptmann möchten sofort in die Dienststelle kommen“, meldete der Gefreite. „Oberleutnant Bienert und drei Unteroffiziere von der Feldgendarmarie sind da. Scheint etwas im Gange zu sein in der Stadt.“

„Schon gut“, antwortete Werner gewohnheitsmäßig, aber er hatte doch ein ungutes Gefühl.

Als er mit dem Gefreiten auf die Straße trat, sah er den Fahrer Latte, der neben der offenen Tür seines Kübelwagens stand. Muß dicke Luft sein, dachte Werner, denn für Fahrten innerhalb von Krasnodar gab es nur für Ausnahmefälle Treibstoff.

In wenigen Minuten waren sie beim Stabsgebäude. Hauptmann Werner fand im Dienstzimmer den GFP-Chef Oberleutnant Bienert und drei Feldgendarmen vor, die ihre Stahlhelme aufbehalten hatten und so einen streng dienstlichen Eindruck machten. Sie standen dort mit Karabinern bei Fuß.

Oberleutnant Bienert hatte die Kordelmütze, die er mit Vorliebe trug, abgelegt. Sein dünnes Haar war feuchtglänzend vor Schweiß.

„Wir sitzen auf dem Pulverfaß, Herr Hauptmann.“

Werners Blick fiel auf eine Dynamitkiste mit englischer Aufschrift. Daneben lag ein festverschnürtes Bündel Papiere, die, wie Werner erkennen konnte, in kyrillischer Schrift bedruckt waren.

„Die Feldgendarmarie hat die Kiste mit dem Dynamit und den russischen Hetzschriften gefunden. Sie waren von einem Zivilisten verloren worden, den wir jagten“, sagte einer der Feldgendarmen. „Wir waren auf Streife, Herr Hauptmann, als wir in der Gegend der Zuckerfabrik einen Mann beobachteten, der sich verdächtig verhielt. Wir riefen ihn an, er lief weg, wir schossen, trafen aber nicht. Auf dem Fabrikhof fanden wir das da!“ sagte der Gendarm und deutete auf den Päckchen Papier und die Dynamitkiste.

Werner las den Text eines der Schriftstücke. Es war die Antwort auf die Flugblattaktion des Stabes. In haßerfülltem Ton sprachen die Verfasser des Flugblattes von den Besatzern und ihren Absichten. „Vernichtet die faschistischen Aggressoren, Eure Todfeinde!“ hieß es am Schluß eines der Blätter. „Laßt Euch nicht als Kanonenfutter in eine verlorene Schlacht jagen, tötet die Feinde Rußlands, wo Ihr sie trefft. Sa Rodinu - für die Heimat!“ Unterzeichnet war das Flugblatt vom Komitee zur Befreiung von der faschistischen Gewaltherrschaft.

„Die haben verdammt schnell reagiert“, meinte Hauptmann Werner. „Sie müssen in der Stadt eine Druckerei haben. Aber das Dynamit? Wo mag das herkommen?“ fragte Werner halblaut vor sich hin.

„Via Persien oder Türkei“, erklärte Bienert. „Woher denn sonst? Die Front am Terek ist genauso durchlässig wie die Schwarzmeerküste. Außerdem setzt der Russe ja auch gelegentlich Fallschirmspringer ab, nicht wahr?“

„Was werden Sie tun, Herr Bienert?“ fragte Werner in dienstlichem Ton, der dem GFP-Chef zeigen sollte, daß es sich erübrige, ihn belehren zu wollen.

„Wir werden alles daransetzen, diese Druckerei ausfindig zu machen“, erwiderte Bienert. „Wenn wir soweit sind, werden wir auch wissen, was es mit dem Sprengstoff auf sich hat.“

„Und wie wollen Sie das schaffen? Sie können doch nicht Haus für Haus durchsuchen.“

„Nein, Herr Hauptmann, natürlich nicht.“ Er brachte ein Notizbuch mit schwarzem Kalikoeinband zum Vorschein. „Hier habe ich eine Liste mit den Namen von Personen, die in einem Fall, wie er jetzt eingetreten ist, sorgfältig zu überprüfen sind.“

„Zeigen Sie her!“

Schon einige Male war Bienert in seinem Eifer übers Ziel hinausgeschossen und mußte energisch zurückgepiffen werden.

Werner überflog die Namenliste. Plötzlich stutzte er. „Olga Petrowna Filipowa, Proletarskaja 16, Erdgeschoß“, stand dort.

Er zeigte auf den Namen seiner Quartierswirtin.

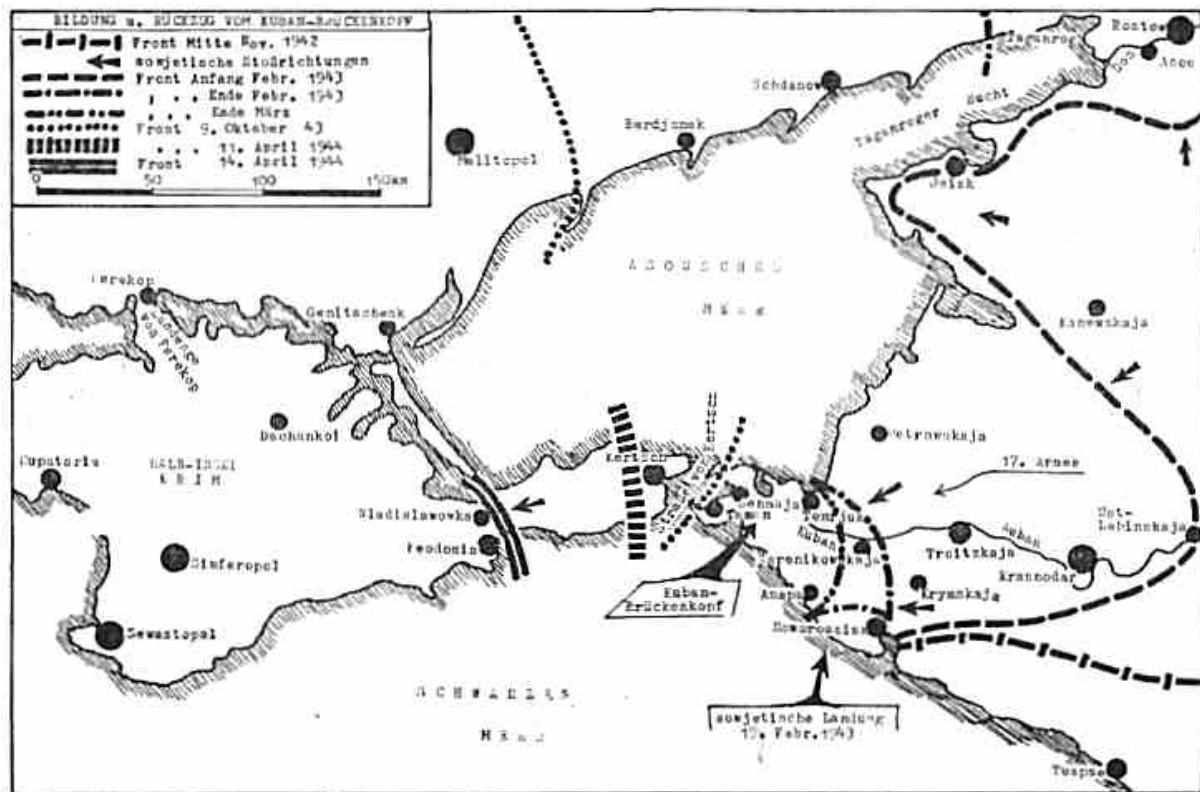
„Was soll das, Herr Bienert? Das ist ja lächerlich. Wie kommen Sie dazu, diese Frau zu verdächtigen?“

„Der Mann ist eingetragenes Mitglied der kommunistischen Partei.“

Werner lachte auf.

„Mensch, Bienert, was sagt das schon! Der Mann ist doch schon seit Januar vermißt. Ich selbst habe die Mitteilung seines Brigadekommandanten gesehen. Wahrscheinlich ist dieser Filipow bei den Kämpfen um Barwenkowo gefallen. Ich befehle Ihnen, Herr Bienert, Frau Filipowa in Frieden zu lassen.“





„Ich werde tun, was meine Pflicht mir vorschreibt, Herr Hauptmann“, gab der GFP-Chef mit finsterner Miene zurück. „Für Frau Filipowa werden Herr Hauptmann die volle Verantwortung übernehmen müssen.“

In diesem Augenblick trat Leutnant Zapp ein.

„Lassen Sie sich von Oberleutnant Bienert informieren, Zapp", sagte Werner. „Fahren Sie mit Herrn Bienert in die Asowkaja. Dort hat man heute nacht Sprengstoff und Feindflugblätter gefunden. Vielleicht finden Sie bei Tageslicht noch einiges mehr, was uns weiterhelfen kann. Ich gehe zum Vortrag zum Ia."

Es war Freitag, der 25. Dezember 1942, der erste Weihnachtsfeiertag.

Als Hauptmann Werner zum la gehen wollte, klingelte das Telefon.

„Hier Hauptmann Werner.“

„Hier Hauptmann Henning, Adjutant Sicherungsbataillon fünfunddreißig“, meldete sich am anderen Ende eine Stimme. „Mein Kommandeur, Herr Hauptmann Grader, läßt Herrn Hauptmann mitteilen, daß laut Anruf Ortskommandantur Tochtamukaj vor einigen Minuten dort ein großer Pulk Kosaken durchgeritten ist, Richtung Krasnodar. Herr Hauptmann Grader vermutet, daß es sich um Scheljakows Reiter handelt.“

„Danke“, sagte Werner. „Empfehlung an Ihren Kommandeur. Ende.“

General von Maaß saß an der Stirnseite der weißgedeckten Kasinotafel.

Den Platz zur Rechten des Generals nahm Oberstleutnant Schwelm ein, den zur Linken Major vom Hofe, Stabsadjutant und Ha. Dem Rang nach folgten die übrigen Offiziere, unter ihnen Hauptmann Werner, Oberleutnant Bienert und Leutnant Zapp.

Als der Braten serviert wurde, erschien der Offizier vom Dienst, Leutnant Lenz, der das Telefon in der Abteilung Ia besetzt halten mußte. Er bat den General, Oberstleutnant Schwelm sprechen zu dürfen.

„Was gibt's, Lenz?“ fragte Schwelm und wischte sich mit der Serviette über den Mund.

„Beloretschenskaja hat angerufen, Herr Oberstleutnant. Der Chef des Stabes wünscht Herrn Oberstleutnant sobald wie möglich zu sprechen.“

Schwelm stand auf. „Wenn Herr General erlauben.“

Bevor er das Kasino verließ, wandte er sich an Hauptmann Werner. „Empfangen Sie dann die Kosakenabteilung. Werner. Sie wissen Bescheid.“

Hauptmann Werner grübelte nach, während die übrigen Festmahlsgäste in fröhlichem Gespräch ergingen.

Wenn der Chef des Stabes im Oberkommando der 17. Armee in Beloretschenskaja nordwestlich von Maikop den Ia des Feldkommandostabes ans Telefon zitierte, dann mußte es sich um wichtige Ereignisse handeln. Vielleicht drehte es sich um den Katastrophenabschnitt am Don, womöglich war Rostow gefallen. Und in dieser verteuflten Situation sollte er die Kosaken begrüßen, die zum Kampf gegen die Rote Armee aufgerufen waren? Warum empfing der General die Kosaken nicht selbst? fragte sich Werner, als er zur Abteilung Ic ging.

In seinem Dienstzimmer studierte er die Lagekarte. Den Meldungen am Morgen zufolge hatte der Gegner offensichtlich die Absicht, die Front aufzuspalten. Oder er plante sogar, die Front völlig einzudrücken.

Leutnant Zapp betrat das Zimmer. Kurz darauf wurde die Tür ohne Klopfen aufgerissen. Herein kam ein Kradmelder, der ein Schreiben in der Hand hielt.

Werner riß den Umschlag auf. Bestürzt las er die knappen Sätze des Bataillonskommandeurs: Aus der Schwadron des Kosakenwachtmeisters Jegor waren fünf Mann mit Pferden und Waffen desertiert.

Hauptmann Werner reichte das Schreiben dem O III.

„Übernehmen Sie das, ich kann jetzt hier nicht weg. Verständigen Sie die Abteilung Ia. Suchen Sie Oberleutnant Bienert, und fahren Sie mit ihm hinaus zum Kolchos ‚Roter Stern‘. Wir müssen auf dem schnellsten Weg erfahren, wieso es zu dieser Desertion kommen konnte.“

Hauptmann Grader empfing Oberleutnant Bienert und Leutnant Zapp in seinem Gefechtsstand. Auch der Adjutant, Leutnant Henning, war anwesend.

Die Stimmung des alten Rußlandexperten Grader war gedrückt. Er fand keine Erklärung für das Verhalten der Kosaken.

„Sie schienen doch von der Zuverlässigkeit Ihrer Kosaken überzeugt, Herr Hauptmann?“ meinte Bienert bissig.

„Sie sollten nicht mit einer vorgefaßten Meinung an Ihre Untersuchung herangehen, Oberleutnant Bienert“, sagte der alte Hauptmann.

„Das muß man schon mir überlassen, Herr Hauptmann“, erwiderte Bienert kalt. „Ich bin für die Sicherheit in Krasnodar verantwortlich. Sehr wesentlich dafür ist die Einsatzbereitschaft des Sicherungsbataillons. Ich muß bestreiten, daß sie, so wie die Dinge jetzt liegen, gewährleistet ist.“

Hauptmann Grader wollte auffahren. Er kam nicht zum Antworten.

„Fliegeralarm!“ brüllte jemand draußen. Zugleich begann eine Handsirene zu heulen.

Hauptmann Grader zeigte auf den Hinterausgang.

„Hier raus! Da sind Splittergräben!“

Mit Ausnahme von Henning, der die Vordertür benutzte, folgten alle dem Hauptmann.

Mehrere Landser sprangen zu den Offizieren in den Graben. Dann schlugen schon die ersten Bomben ein. Erst weit entfernt, dann immer näher. Splitter und Betonfetzen wirbelten durch die Luft. Der Gefechtsstand hatte einen Volltreffer abbekommen und stürzte zusammen. Dann war es still. Die Bomber zogen ab.

Von Staub bedeckt stiegen die Männer aus dem Graben. Ringsum lagen Tote. Unter ihnen Leutnant Henning, der Adjutant von Hauptmann Grader. Der Hauptmann kniete nieder; der Tod des jungen Offiziers hatte ihn getroffen. Unbeweglich verharrte er bei dem Toten.

Ein Reiter kam in den Hof gesprengt. „Wie sieht es im Stützpunkt aus?“ fragte Grader mit tonloser Stimme.

Der Kosak meldete einen schweren Treffer auf dem Wohnhaus der Kosaken, sieben Gefallene und sechzehn Verwundete.

„Das Bataillon ist jetzt nicht einsatzfähig, Bienert. Schicken Sie mir einen Arzt; mein Unterarzt und die russischen Helfer schaffen das hier nicht.“

Bienert nickte. „Der Angriff muß offensichtlich gesteuert gewesen sein. Wette, daß er mit der Desertion der fünf Kosaken zusammenhängt. Wir werden den Peiltrupp ansetzen. Alles deutet darauf hin, daß die Partisanen hier in der Nähe einen Unterschlupf haben und mit einem Funkgerät arbeiten.“

Leutnant Zapp grübelte auf der Fahrt nach Krasnodar über das Geschehen nach. Wie lange noch, und auch wir in der Stadt sind an der Reihe. Er hatte das sichere Gefühl, daß die Zeit der trügerischen Ruhe zu Ende war.

Im Dienstraum des Ic drängten sich zwei Dutzend Kosaken in ihrer schwarzen Tracht. Ihr Sprecher, der weißbärtige Ataman Scheljakow, war ohne seine Begleiterin erschienen. Soeben hatte er eine an die deutsche Wehrmacht gerichtete Dankadresse verlesen.

Den Dolmetscherdienst versah Leutnant von Walde, ein Livländer, der schon als Fähnrich in der baltischen Landeswehr gekämpft hatte.

Von Walde hatte Hauptmann Werner noch vor dem Eintreffen der Abordnung mitgeteilt, daß größere Abteilungen der Kosaken Krasnodar wieder verlassen hätten, während andere noch vor dem Erreichen der Stadt wieder umgekehrt wären. Die Ursache dafür glaubte Werner zu kennen. Die



Flakstellung am Stadtrand hatte Flugzeuggeräusche und starke Detonationen aus verschiedenen Richtungen südlich des Kuban gemeldet. Wahrscheinlich fürchteten die Kosaken die Bombardierung ihrer Dörfer als Antwort auf ihre Bereitschaft, die Deutschen zu unterstützen. Der Nachrichtendienst der Roten Armee schien mit unheimlicher Präzision zu funktionieren.

Hauptmann Werner mußte nun auf die pathetisch vorgetragenen Worte des alten Atamans antworten. Er versicherte, daß die Wehrmacht das Bündnis mit den tapferen Kosaken begrüße.

Das Telefon klingelte. Am anderen Ende meldete sich eine Stimme: „Achtzehn Uhr Offiziersbesprechung.“

Werner legte den Hörer auf und schaute auf die Uhr. Noch fünfzehn Minuten.

„Dringende dienstliche Angelegenheit, meine Herren. Im Namen des Generals und des ersten Generalstabsoffiziers danke ich Ihnen für Ihr Erscheinen.“ Leutnant von Walde übersetzte.

Hauptmann Werner begleitete den alten Ataman die Treppe hinab und zur Troika, auf deren Kutschbock Jeluschka schon wartete.

„Herr Hauptmann, die Leitungen zum Sicherungsbataillon sind mehrfach durchgeschnitten!“ rief Zapp ihm zu. „Wir haben keine Verbindung. Auf dem Kolchos sind Bomben niedergegangen; auch die Siedlungen der Kosaken wurden bombardiert.“

„Wo ist Bienert?“ fragte Werner. „Ist dem GFP-Chef etwas zugestoßen?“

„Wir haben ihn bei seinem Quartier abgesetzt. Seine Uniform war völlig verdreckt.“

„Verluste?“

„Die genauen Zahlen gibt Hauptmann Grader durch, sobald die Leitungen instand sind. Alles muß sehr genau geplant gewesen sein, Herr Hauptmann.“ Werner nickte.

„Hat Bienert Anhaltspunkte gefunden?“

„Er ist gar nicht dazu gekommen, die Untersuchung einzuleiten. Auch bei den Kosaken sind Bomben gefallen.“

„Natürlich. Denen war ja der Angriff wohl in erster Linie zugedacht. Gut, daß Sie da sind, Zapp. Offiziersbesprechung beim la.“

Als erster war Oberstleutnant Schwelm im großen Saal, wo die Lagebesprechung stattfinden sollte. Hauptmann Werner trat ein und sah den Oberstleutnant vor der Wandkarte stehen, auf der die eigene Front und die Bewegungen des Gegners eingetragen waren.

Zögernd drehte sich der la um. „Ah, die Abteilung Ic. Wie ging's mit den Kosaken, Werner?“

„Förmlich, Herr Oberstleutnant. Ich hatte trotz ihrer Begeisterung den Eindruck, als ob da etwas Unausgesprochenes mitgespielt hätte. Die Befreiungsfeier wurde überhaupt nicht erwähnt.“

„Das hängt mit der verschärften Verdunkelung zusammen. Ich habe der Feldgendarmarie von Beloretschenskaja durchgeben lassen, daß streng durchgegriffen werden muß, vor allem keine offenen Feuer. Wir erwarten Flugzeugbesuch.“

„Das Sicherungsbataillon hatte ihn schon, Herr Oberstleutnant“, erklärte Werner. „Leutnant Zapp und Oberleutnant Bienert waren dort. Ich muß Herrn Oberstleutnant melden, daß fünf Kosaken desertiert sind.“

Der la blickte Werner scharf an.

„Auch das noch! Wollen hoffen, daß das ein Einzelfall bleibt. Ich schaue morgen mal selbst nach.“

Inzwischen traten die übrigen Offiziere des Stabes ein. Oberstleutnant Schwelm ging zu der großen Wandkarte und räusperte sich.

„Meine Herren...“ Er legte eine Pause ein. Seine Hand schob er in die Feldbluse, auf der mehrere Ordensbänder befestigt waren. „Meine Herren“, begann er von neuem, „ich habe Sie zu mir gerufen, um Ihnen eine Eröffnung von unabsehbarer Tragweite zu machen. Planmäßiger Rückzug als Folge des Zusammenbruchs der Donfront und der Einschließung der sechsten Armee in Stalingrad. Der Kaukasus wird aufgegeben. Auch das Gebiet zwischen dem Kuban und dem Gebirge wird geräumt. Die sechste Armee ist unrettbar verloren, meine Herren. Der Russe zielt mit starken Kräften auf Rostow. Seine operative Planung ist - ich möchte sagen, gigantisch. Seine Absicht ist die Einschließung und Vernichtung der ersten Panzerarmee und der siebenten Armee, die zur Stunde noch am und im Kaukasus stehen.“

Sie werden sich darüber klar sein“, sagte der Oberstleutnant weiter, „daß uns hier in Krasnodar Aufgaben zufallen werden, die im Augenblick noch nicht zu übersehen sind. Krasnodar wird der Angelpunkt der zurückflutenden siebzehnten Armee werden. Wenn Krasnodar vorzeitig in Feindeshand fällt, kann eine ernsthafte Flankenbedrohung entstehen. Mit Anlehnung an die Taman-Halbinsel, im Rücken die Meerstraße von Kertsch, fällt die siebzehnte Armee auf eine Abwehrstellung zurück, die man, wenn die Bewegung gelingt, den Kubanbrückenkopf nennen wird. Die erste Panzerarmee dagegen hat den weiteren Weg. Sie wird über das Asowsche Meer, sofern das Eis tragfähig ist, und durch den Flaschenhals von Rostow, sofern der offengehalten wird, in die alte Mij u s Stellung vom vergangenen Winter und Frühjahr zurückgehen. Das ist zunächst alles, meine Herren. Auf die Pflicht allerstrengster Geheimhaltung muß ich im Interesse des Ganzen besonders hinweisen. Danke, meine Herren!“

Mit betroffenen Gesichtern wandten die Offiziere sich zum Gehen. Das war das Ende aller Illusionen! Der Ia winkte Werner zu sich.

„Ja, Hauptmann Werner, mit dem beschaulichen Etappendasein dürfte es demnächst zu Ende sein. Der Wind wird rauh - auch für Krasnodar. Die Verantwortung, die auf uns zukommt, ist groß. Einen erheblichen Anteil wird die Abteilung Ic zu tragen haben. Bisher war der Gegner weit. Jetzt rückt er näher. Wie rasch und wo, hängt natürlich von der Kampftruppe ab. Das hier ist eine große Stadt, eine Großstadt nach unseren Begriffen. Die Bevölkerung - nicht einmal der russische Starost weiß, wie viele Menschen in Krasnodar geblieben sind - ist eine anonyme Masse. Für unsere Absetzbewegung erhält die Stadt besondere Bedeutung als Versorgungsbasis, da die Bahnlinie von Rostow zum Kuban in Kürze nicht mehr existieren wird. Die Pioniere, die sie nach dem Abfluß bestimmten Materials zu zerstören haben, stehen schon bereit. Die Feldpolizei hat noch mehr als bisher die Augen offenzuhalten. Denken Sie an Kiew und Charkow. Wochen nach unserem Einmarsch flogen dort Häuser in die Luft. In Charkow wurde ja ein ganzer Divisionsstab außer Gefecht gesetzt. Das alles haben Sie jetzt zu bedenken, Hauptmann Werner. Auch die Vorkommnisse beim Sicherungsbataillon müssen rasch geklärt werden. Zweifellos wird sich die Partisanentätigkeit verstärken. Auch das fällt in Ihr Ressort, Werner. Ich nehme an, wir haben uns verstanden.“

„Vollkommen, Herr Oberstleutnant.“

„Na schön. Erfreulich ist das Ganze nicht. Der Vormarsch vom vergangenen Sommer, monatelanger zäher Stellungskampf, alles umsonst. Nun, an uns allen wird es liegen, damit sich bei uns im Süden die Katastrophe von Stalingrad nicht wiederholt. Der Russe wird keine Anstrengungen scheuen. Es wird Überraschungen geben, unangenehme Überraschungen. Deshalb werden Sie mit allem Nachdruck dafür sorgen, daß sich die Beteuerungen der Kosaken realisieren. Für die Aufklärung in der Umgebung der Stadt brauchen wir unsere Steppenreiter. In aller Eile müssen wir sie erfassen und einem einheitlichen Kommando unterstellen. Ich denke da an den bewährten Hauptmann Grader. Alle Einzelheiten überlasse ich Ihnen. Ja, das war's fürs erste.“ Nachdenklich verließ Werner den Ia, der aus einem Mann ohne eigentliche Aufgaben plötzlich zu einer wichtigen Figur im unabwägbaren Spiel der Kräfte geworden war. Rückzug - ein Wort, das Tod und Untergang bedeuten könnte. Vom Terek bis zum Waldkaukasus würde sich, Abschnitt für Abschnitt, die Kampftruppe vom Feind lösen und, von Nachhutern geschützt, den Trossen und Versorgungstruppen folgen, die nun die Spitze der Bewegung bilden würden.

Unwillkürlich kam Werner der Gedanke, wie immer vor großen gefährvollen Aktionen, daß seine neue Aufgabe vielleicht die letzte sei.

\*

Auf das Verdeck des Kübelwagens trommelte der Regen. Die Wege waren vermatscht, Karetten und Schlitten, von Mulis gezogen, bewegten sich in langer Reihe talwärts. Schwarz ragten die Tannen in die tiefhängenden Wolken.

Rückzugswetter, dachte Oberst Stauer. Alle Straßen und Wege aus dem Kaukasus waren von Fahrzeugen überfüllt.

Wo wird das enden? grübelte der Oberst. Er war gerade rechtzeitig aus dem Heimaturlaub zurückgekommen, um die in den arktischen Regionen des Kaukasus stehenden Teile seines Regiments aus der Unwirtlichkeit des Schnees und Eises zu Tal zu führen.

In den letzten Tagen hatte er seine Skier gut gebrauchen können. Hier am Talausgang der Bolschaja Laba war Tauwetter eingetreten. Straßen und Wege waren in Schlammwüsten verwandelt.

Der Oberst und sein Adjutant, Oberleutnant Percht, kamen in Labinskaja an. Der Ort hatte sich in ein Heerlager verwandelt. Soldaten trotteten, mit Zeltplanen ver mummt, durch die Straßen, die an den Rändern mit Fahrzeugen aller Typen dicht gesäumt waren. Hie und da steckte ein Lkw bis über die Radnaben im Schlamm.

Vor der Ortskommandantur hielt der Oberst an.

„Sehen Sie zu, daß Sie den Ia erwischen, Percht, wir brauchen die Einweisung für morgen. Beim Korps wird man Ihnen den neuen Standort der Division sagen können. Ich erwarte Sie bis heute abend zurück. Machen Sie's gut, Percht!“

Oberleutnant Percht machte sich auf den Weg. Die Straße war völlig aufgeweicht. Unter dem Aufheulen des Motors kroch sein Kübelwagen durch den zähen, knietiefen Brei. Endlich erreichte er das kleine Dorf, in dem sich der Korpsstab für zwei Tage niedergelassen hatte. Percht suchte nach Hauptmann Kern, der Stauers Adjutanten kannte. Hauptmann Kern zeigte dem Oberleutnant auf der Karte den vorgesehenen neuen Standort des Divisionsstabes, einen winzigen Ort am Ausgang des Gebirges.

Telefonverbindung bestand nicht mehr. Die Rückzugsbewegungen waren zu schnell ausgeführt worden. So mußte Oberleutnant Percht versuchen, mit dem Wagen die Verbindung aufrechtzuerhalten.

Nach einer Stunde blieb der Kübelwagen wieder im Morast stecken. Oberleutnant Percht und sein Fahrer, Obergefreiter Kunz, versuchten, den Kübel wieder flottzukriegen. Der Motor heulte auf, die Räder gruben sich noch tiefer in den Schlamm. Vergeblich, der Wagen war nicht mehr flottzumachen.

„Wir sitzen fest, Herr Oberleutnant. Was nun?“

„Bleiben Sie hier, Kunz, ich suche den Weg zur nächsten Ortschaft, um Hilfe zu holen. Wir müssen auf dem schnellsten Wege die Einweisung durch die Division an den Regimentskommandeur übermitteln; es gibt sonst eine Panik.“

Perchts Fahrer stieg aus und watete durch den Schlamm, um nach Holzlatten zu suchen. Nirgends ein Gartenzaun, kein Brett, keine Bäume, von denen man Äste abbrechen konnte, um eine Unterlage für den Wagen zu bauen.

Oberleutnant Percht machte sich zu Fuß auf die Suche nach dem nächsten Ort. Dämmerung zog auf, der Horizont verschwamm mit dem Land, und innerhalb einer Viertelstunde war es tiefdunkle Nacht. Percht irrte auf schlammigen Wegen vorwärts. Knetief war der Schlamm stellenweise, zäh und breiig klebte er an den Stiefeln des Offiziers, jeder Schritt glich einer Saugbewegung in einem zähen Brei.

Nach eineinhalb Stunden erkannte er in der Ferne einige Lichter. Dort mußte ein Dorf sein. Die Umrisse niedriger Katen kamen näher. Oder war er in die Irre geraten, hatte er einen Kreis gelaufen? Percht begann zu zweifeln, ob er den richtigen Weg eingeschlagen hatte.

Er entschied sich, weiterzugehen. Die Katen kamen näher, doch die Lichter waren verschwunden.

Ohne Argwohn marschierte er durch das verlassene Dorf. Plötzlich aber war er von Soldaten der Roten Armee umzingelt. Sie standen im Kreis, er in der Mitte. Alle hatten ihre Gewehre auf ihn gerichtet.

„Rukij wjerch - Hände hoch!“ Zögernd hob Percht die Hände. Einer der Rotarmisten nahm ihm die Waffe ab.

„Pascholl, dawai!“ befahl einer der Russen. Percht gehorchte, seine Füße waren schwer wie Bleiklumpen.

Lachend und schwatzend folgten ihm die Russen, sichtlich erfreut über ihren Fang.

Das Dorf versank wieder in der Dunkelheit. Er hörte Laute, deutsche Laute. Sollte er fliehen? Percht bewegte sich ruckartig nach vorn. Einer der Russen versetzte ihm einen Stoß in den Rücken. Percht taumelte auf die Gruppe zu. Es waren gefangene deutsche Soldaten.

„Da kommt noch einer!“ wurde er begrüßt. „Haben sie dich auch gefangen?“

Aus, dachte Oberleutnant Percht, es ist aus. Vergebens würde nun Oberst Staufer auf ihn und auf die Einweisung warten. Wie ein Narr war er in die Falle der Russen gegangen, er, der sich oft genug zuvor aus den verzwicktesten Lagen befreit hatte. Ein Flankenstoß der Roten Armee in die Absetzbewegung seiner Armee, und das Fiasko wäre da! Panik wäre die Folge.

Im Laufe der Nacht wollte er fliehen, überlegte sich Oberleutnant Percht. Manch einer war zufrieden, daß für ihn der Krieg nun zu Ende war; er aber mußte sich befreien, das Schicksal vieler Kameraden hing von ihm ab.

„Dawai - pascholl - dawai!“ schrie ein Rotarmist zu den zweiunddreißig deutschen Gefangenen. Die Russen waren zu sechst.

„Sie haben Angst“, flüsterte Percht zu einem Feldgrauen neben sich, der ebenso mühsam durch den Schlamm brei watete. „Vielleicht erschießen sie uns, ihre Stimmen sind ängstlich geworden. Sie müssen uns nach hinten zur Sammelstelle bringen, und das bedeutet für sie die größte Gefahr, weil sie wissen, daß Gefangene an der Front ausbrechen wollen. Einer mehr oder weniger von uns am Leben - was bedeutet das schon für die Russen?“

Der angesprochene Feldgraue neben ihm war Unteroffizier Kienast. Percht hatte ihn im Verlauf eines längeren, leise geführten Gesprächs für den Ausbruchversuch gewonnen. Sie wollten, wenn die Dunkelheit am stärksten war, ausbrechen.

„Stoi!“ schrie eine Stimme wie aus Stahl. Das Gebrüll der Rotarmisten verstummte. „Stoi!“ Noch ehe jemand begreifen konnte, was der Befehl zu bedeuten hatte, fiel aus dem seitlichen Dickicht ein Schuß. Das war für Oberleutnant Percht das Signal. Mit zwei Sätzen war er bei dem Russen, der von dem Schuß aus dem Dickicht getroffen worden war, und entriß ihm das Gewehr. Er feuerte auf die übrigen Bewacher. Doch dann traf ihn ein harter Schlag von hinten, und er verlor das Bewußtsein.

Als er erwachte, lag er auf einer schwankenden Trage aus Tannenästen. Percht erkannte Unteroffizier Kienast, der neben der Trage ging.

„Was ist geschehen?“ fragte Percht.

„Karatschaier“, entgegnete der Unteroffizier. „Sie haben uns befreit.“

„Und die Roten?“

„Die Karatschaier machen keine Gefangenen“, sagte Kienast, „sie erwarten auch nicht, daß sie von den Roten geschont werden.“

Percht wußte nun Bescheid. Todfeindschaft herrschte seit Menschengedenken zwischen dem wilden Bergstamm der Karatschaier und den Sowjets, eine Generation lang, seit 1917 die Revolution in Rußland ausgerufen worden war. Schon einmal hatte Percht eine Begegnung mit den Karatschaiern, damals im August, als eine Vorausabteilung der Gebirgsjäger einer Truppe berittener Karatschaier begegnete und sich das Bergvolk mit den Deutschen verbündete. Sie feierten die Deutschen als Befreier und Retter. Seither hatten sie ihr Schicksal mit dem der deutschen Armee verbunden.

„Was ist mit mir?“ wollte Oberleutnant Percht wissen.

„Einer der Russen hat im gleichen Augenblick wie Sie geschossen, Herr Oberleutnant“, sagte der Unteroffizier. „Ein Schulterdurchschuß. Wir haben Sie verbunden.“

Percht verlor von neuem die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf einem Wagen, der heftig schüttelte und rüttelte. Es war ein Panjewagen. Der Kutscher saß nicht auf dem Bock, sondern auf einem der Pferde.

„Wo sind wir?“ Seine rechte Schulter schmerzte heftig.

„Wir sind auf dem Marsch“, antwortete Kienast. „Mehr weiß ich auch nicht. Wir haben einen gepanzerten Mannschaftstransportwagen bei uns. Es sind Versprengte von der ersten Panzerarmee. Sie sagen, der Russe hat Armavir genommen, er hat die dortige Kubanbrücke in der Hand.“

„Keine Gebirgsjäger?“ fragte Percht. „Sind keine Gebirgsjäger zu der Kolonne gestoßen?“

„Nein, Herr Oberleutnant. Von Gebirgsjägern war nichts zu sehen. Die Karatschaier kommen aus der Gegend von Archys und den angrenzenden Seitentälern. Der nasse Schnee dort hat die Fahrzeuge aufgehalten. Der Treck hat den Anschluß an die unseren verloren. Niemand weiß, ob der Russe nicht schon vor uns nach Westen durchgestoßen ist.“

„Ich muß zu meinem Regiment“, sagte Percht. Das Sprechen fiel ihm schwer. „Oberst Staufer erwartet mich.“

„Ja, ja“, beruhigte Kienast, „das wird sich finden. Sie haben viel Blut verloren. Erst müssen Sie wieder auf den Beinen sein. Hauptsache, daß uns der Russe nicht in die Quere kommt.“

Irgendwo voraus in der Ferne schlugen mit dumpfem Knall Granaten ein.

Die Karatschaier haben ihre Berge verlassen, sie haben sich mit uns verbündet, dachte Percht. Nun haben sie wegen uns ihre Heimat aufgegeben. Ob sie wohl zurückkehren können?

Am frühen Morgen traf Obergefreiter Kunz mit dem Kübelwagen beim Regimentsgefechtsstand am Südrand von Labinskaja ein. Kunz war es im Verlauf der Nacht gelungen, den Wagen wieder flottzukriegen. Ein steifer, kalter Ostwind hatte den Weg schnell gefrieren lassen.

Oberst Staufer empfing den Fahrer in einer weißgetünchten Stube.

„Wo ist Oberleutnant Percht?“

„Ich kann es nicht sagen, Herr Oberst. Wir waren im Schlamm steckengeblieben. Oberleutnant Percht wollte Hilfe holen und versuchen, die Division zu erreichen.“

„Danke, Sie können gehen. Lassen Sie den Wagen auftanken, wir fahren in zehn Minuten.“

Wo wohl Oberleutnant Percht sein konnte? dachte der Oberst. Für ihn war der Offizier mehr als Adjutant, er war sein Bergkamerad aus Berchtesgaden. Während des ganzen Rußlandfeldzuges waren sie beisammen gewesen.

Er ließ den Funker rufen. „Funkanfrage an Siebengebirge eins a, ob Oberleutnant Percht dort eingetroffen ist.“

Was mochte Percht zugestoßen sein? Alfons Percht in gefährlicher Lage? Jetzt, da der Rückzugsbefehl vorlag. Dieser Rückzugsbefehl, verdammt, niemand hatte eine Ahnung von den Zusammenhängen an der Kaukasusfront, aber der Rückzug wurde befohlen! Staufer sah die Front zusammenbrechen. Was soll ich Perchts Frau schreiben, wenn er nicht wiederkommen sollte?

Der Oberjäger mit dem Funkerblitz am Ärmel betrat den Raum. „Bei der Division weiß man nichts von Herrn Oberleutnant Percht.“ Der Oberst nickte schwer.

„Trotzdem darf man die Hoffnung nicht aufgeben. Bleiben Sie auf Empfang.“

Plötzlich stand er auf und ging nach draußen. Der Kübelwagen wartete. Er gab Weisung, die Straße nach Osten zu nehmen, die eigentlich keine Straße war, sondern ein System nebeneinanderlaufender ausgefahrener Spuren.

Die dritte Kompanie war über die östliche Wasserscheide und durch das partisanenverseuchte Gebiet von Archys marschiert. Wenn die Kompanie nichts aufgehalten hatte, mußte sie den Unterlauf des Selentschuk-Flusses erreicht haben und von dort nach Westen schwenken. Daran dachte Oberst Staufer. Vielleicht würde er Percht finden, vielleicht etwas von ihm hören.

Eine Tragtierkolonne der Edelweiß-Division kam ihnen entgegen, Mulis und Kamele, beladen mit schweren Lasten. Die Kamele wurden im Sommer auf dem Vormarsch erbeutet. Jetzt gingen sie mit

den deutschen Truppen zurück; desgleichen die Karatschaier, die Kabardiner, die Tscherkessen und die Kosaken von Terek und Kuban.

Später tauchte eine Marschkolonne auf; die Männer, in weißen Wintertarnanzügen und mit weißen Bergmützen, trugen ihre Skier geschultert.

Oberst Staufer ließ sofort halten. Vielleicht war die anrückende Kolonne die erwartete dritte Kompanie des Bataillons Kirner!

Der Oberst stieg aus dem Wagen. Doch beim Nähertreten erkannte er, daß es eine Einheit der Edelweiß-Division war.

Der Offizier an der Spitze, wie alle übrigen mit Rucksack, Eispickel und Skiern bepackt, erkannte den hohen Rang Staufers. Er ging auf den Oberst zu. Sein Gesicht war tief gebräunt. „Erste Kompanie erstes Hochgebirgsbataillon auf dem Rückmarsch.“

Oberst Staufer dankte. „Haben Sie etwas von einer unserer Kompanien gesehen?“ fragte er den Kompanieführer.

Der Hauptmann verneinte. „Hinter uns werden kaum noch deutsche Truppen sein. Wir hatten bei Tscherkessk ein Gefecht mit dem anrückenden Gegner. Er wollte uns die Kubanbrücke sperren. Ich komme vom Asaugletscher im Elbrusgebiet.“

„Haben Sie das Elbrushaus vor dem Abzug zerstört?“ wollte Oberst Staufer wissen.

„Nein, Herr Oberst. Wir haben beim Gebirgskorps angefragt. Der Kommandierende General war wie wir der Ansicht, das Elbrushaus müsse stehenbleiben.“

Oberst Staufer nickte. „Das ist gut. Wir wollen doch eine Unterkunft haben, wenn wir später einmal wiederkommen.“

„Wiederkommen?“ fragte der Hauptmann verdutzt. „Glauben Herr Oberst, daß wir das noch einmal schaffen?“

„Später einmal - als Bergsteiger, meine ich“, gab Staufer mit einem freundlichen Lächeln zur Antwort.

Dann verabschiedete er den Hauptmann und fuhr weiter.

In einiger Entfernung trabten Kosaken nordwärts über die Steppe. Es waren Verbündete, sie ließen das einzelne Militärfahrzeug unbeachtet.

Aber auch Einheiten der Roten Armee, vor allem Kavallerieverbände, durchstreiften die Gegend. Das flache Land wurde allmählich hügelig. Die Schneegrenze war deutlich erkennbar.

Kaum dreißig Meter vor dem Wagen des Obersten detonierte eine Granate. Obergefreiter Kunz reagierte automatisch, riß den Wagen in einem engen Bogen herum und gab Gas. Mit gewaltigen Sätzen übersprang der Kübelwagen Erdhügel. Links und rechts neben dem Wagen schlugen die Granaten ein.

Oberst Staufer beschloß, diese unerwartete Berührung mit dem Gegner sogleich der Division zu melden. So weit war also der Russe schon vorgedrungen, sogar Artillerie wurde eingesetzt!

\*

Hauptmann Werner befand sich auf der Rückfahrt von Umanskaja, der Kosaken-Staniza in der Steppe zwischen Kuban und den Hügelausläufern des Waldgebirges. Ataman Scheljakow erwies sich immer mehr als unschätzbarer Berater und Helfer bei der Aufstellung des neuen Reiterverbandes als selbständige Abteilung unter dem Kommando des zum Major beförderten Grader. Das Reisanbau- und Lagunengebiet nördlich des Kuban und die Ebene sollten abgesichert werden, um ein Durchsickern der Roten Armee zu verhindern.

Leutnant Zapp, der noch in Umanskaja geblieben war, entwickelte ein erstaunliches Organisations- und Improvisationstalent. Fast jeden Morgen ritt er mit den neuangeworbenen Kosaken in die Ebene zum Geländetraining aus. Auch er trug die Papacha, die schwarze Karakulfellmütze. Hauptmann Werner gönnte seinem Ordonnanzoffizier dieses etwas ungebundene Leben bei den Kosaken.

In Umanskaja war nun schon sehr deutlich das fast ununterbrochene Geschützfeuer vom Westabschnitt der Gebirgsfront zu hören, ein Zeichen, daß auch dort die Absetzbewegung begonnen hatte und daß der Gegner den zurückflutenden Deutschen hart auf den Fersen blieb. Doch nicht das Rumpeln aus Süden und Südwesten war es, das Werner beunruhigte. Bedrohlicher schien im Moment das mysteriöse Auftreten einer Kosakeneinheit in Umanskaja. Die Einheit hatte das Dorf ebenso geheimnisvoll verlassen, wie sie eingerückt war.

Werner hatte dies alles erfahren, als er in das Dorf kam, um die Aufstellung der neuen Einheiten zu leiten. Die fremden Kosaken hatten Warenikowskaja als ihren Standort angegeben. Doch bei einer späteren Rückfrage stellte sich heraus, daß die dort stationierte Kosakeneinheit der deutschen Truppe bereits am 20. Dezember 1942 zur Front abgerückt war. Der Anführer der mysteriösen Truppe nannte sich Sergeij und behauptete, die Deutschen hätten seinen Rang als Korporal der Roten Armee bestätigt. Den Familiennamen hatte der Kosakenanführer nicht genannt.

Jeluschka beschrieb Werner den Mann: ein großer, stattlicher Kosak mit einem wochenalten Bart.

Werner war überzeugt, daß jene geheimnisvolle Kosakentruppe Abgesandte der Roten Armee waren. Erbeutete deutsche Waffen, Uniformen und Ehrenabzeichen sollten das äußere Bild entstehen lassen, als handle es sich um reguläre deutsche Truppenteile. Offensichtlich handelte die Kosakenschwadron im Auftrag der Roten Armee; sie unterstützte auch die Partisanen, die in den Ausläufern des Gebirges versteckt waren. Wieviel Unheil mochte schon geschehen sein, dachte Werner, der einzige Schienenstrang zur Versorgung und zum Transport der zurückflutenden deutschen Einheiten war in großer Gefahr. Oberleutnant Bienert hatte bereits seinen Peiltrupp eingesetzt, doch vergebens; ein Funkgerät, mit dem die Einsätze der Roten Armee bei ihren Luftangriffen und die Überfälle gesteuert wurden, war nicht aufzufinden.

Indessen hatte Werner die Ortschaft Tochtamakaj erreicht. Seinem Fahrer gab er die Anweisung, zum Kolchos „Roter Stern“ weiterzufahren. Der Kolchos bot ein Bild der Zerstörung.

Major Grader hatte nach der Zerstörung seines Gefechtsstandes seinen Arbeitsraum in den Keller des Verwaltungsgebäudes verlegt. Der Keller war warm. Grader hatte Masut besorgt, ein Abfallprodukt von der Petroleumverarbeitung, das in Krasnodar und Umgebung in großen Mengen fabriziert wurde. Die Vorräte an Masut waren groß.

Major Graders neuer Adjutant, der knapp dreißigjährige Leutnant Scholl, war am Tag zuvor beim Bataillon eingetroffen. Er bat Hauptmann Werner, etwas zu warten, da Major Grader noch auf einer Inspektionsfahrt sei.

„Wie sind Sie eigentlich durch die Schießerei hier durchgekommen?“ wollte Werner von dem jungen, stattlichen Offizier wissen.

Leutnant Scholl berichtete von seiner abenteuerlichen Fahrt. Rostow sei zwar noch in deutscher Hand, doch sei die Stadt, durch die der Nachschub für die hart bedrängte Tschirfront rollte, ständig von sowjetischen Bombern angegriffen worden. Von Rostow nach Krapotkin hatte Scholl einen Munitionszug benutzt, der zwar mehrfach von Tieffliegern attackiert, aber glücklicherweise nicht getroffen wurde.

Ein Lastauto hatte ihn dann bis Krasnodar mitgenommen. ZO-Leute, drei Mädchen und acht Männer, seien aus dem Bereich der näher rückenden Front in Sicherheit gebracht worden, meinte Scholl.

„ZO?“ fragte Werner. „Was ist denn das?“

Leutnant Scholl lachte.

„Ich habe das auch zum erstenmal gehört. Es heißt Zentral-Einkaufsgenossenschaft Ost; sie war in Piatigorsk stationiert. Die Leuten trugen eine Art Uniform. Dunkelbraun. Sie wollten von Krasnodar aus mit einem Flugzeug nach Wien entweichen. Hoffentlich haben sie's geschafft.“

„Was es nicht alles gibt“, spottete Werner, von der Unbekümmertheit des Leutnants angesteckt.

„Was erzählen die Leute von Piatigorsk, wie sieht es dort aus?“

Er hatte nach seiner Verwundung eine Zeitlang in Piatigorsk, einem modern anmutenden Kurort unweit Kislowodsk, im Lazarett gelegen.

Da soll der Russe schwer mit Panzern drücken“, entgegnete Leutnant Scholl. „Als die ZO abrückte, war man gerade mit Hochdruck dabei, die Lazarette zu evakuieren.“

„Hoffentlich ist es geglückt“, meinte Werner.

Er erinnerte sich an die blonde Schwester, die ihn in jenen drei Monaten gepflegt hatte. Die Vorstellung, daß es Schwester Hilde - so hieß sie - ähnlich ergehen sollte wie seinerzeit den Rotkreuzschwestern in Feodosia auf der Krim, als der Russe völlig überraschend landete, bedrückte ihn. Vielleicht konnte er von der Dienststelle aus etwas erf ah-

Draußen fuhr ein Kraftwagen vor. Gleich darauf kam Major Grader die Treppe herab.

Er war erregt.

„Gut, daß Sie da sind, Werner. Stellen Sie sich vor, das Jagdkommando der Geheimen Feldpolizei hat das Partisanennest ausgehoben. Die Kosaken, die dabei waren, haben furchtbar gehaust. Es gab nur zwei Gefangene, die Bienert in Krasnodar ‚ausquetschen‘ will. So pflegte er sich auszudrücken. Er berief sich dabei auf einen Befehl von Oberstleutnant Schwelm.“

„Der Befehl existiert, Herr Major“, entgegnete Werner, „allerdings nicht so, wie Bienert ihn nun auszuführen gedenkt. Er muß es verantworten, was er tut.“

Major Grader nahm seine Pelzmütze ab.

„Bienert behauptet, Partisanen hätten nicht den Kombattantenstatus. Ich bin da anderer Meinung, Hauptmann Werner“, wandte Major Grader dazu scharf ein. „Jeder Übergriff der Geheimen Feldpolizei fällt auf uns als Armee zurück, wenn es einmal anders kommen sollte...“

„Wie anders, Herr Major?“ wollte Werner wissen.

„Soll ich deutlicher werden, Werner? Aber lassen wir das.“

„Auf mich brauchen Herr Major keine Rücksicht zu nehmen, ich bin einigermaßen im Bild“, bemerkte Leutnant Scholl.

„Keine weiteren Erörterungen“, wehrte Major Grader schroff ab.

Werner wandte sich an Scholl: „Bitte eine Verbindung nach Krasnodar.“ Die Leitungen zur Stadt waren wieder intakt. Kosakeneinheiten überwachten nun die Fernsprechverbindung.

Gefreiter Ziblinski meldete sich. Auf Werners Frage antwortete er, daß es in der Stadt nichts Neues gebe.

„Gut“, sagte Werner, „ich bin bald wieder da.“

Die Tür des Zimmers öffnete sich.

Vor Werner stand Major Dellwitz, den er erst vor kurzem auf Heimaturlaub in Berlin in der Bendlerstraße aufgesucht hatte.

„Tag, Werner. Ich bin vor einer Stunde mit dem Flugzeug angekommen. Bin auf Durchreise zur Front.“

Sie gaben sich die Hand.

„Ich gehe als Ia zur siebendreiundachtzigsten Division“, berichtete Dellwitz, ein Vierzigjähriger mit schmalem, durchgeistigtem Gesicht und schlanker Figur. „Mein Vorgänger ist vor zwei Tagen beim Einweisen der Nachhut gefallen. Wollte Sie unbedingt sehen, bevor ich mit dem ‚Storch‘ weiterfliege zur Division. Sie scheinen bedrückt zu sein, Werner. Wo fehlt's?“

„Nichts Besonderes“, bemerkte Werner. Er mußte mit seinen Problemen allein fertig werden.

Im Dienstzimmer des Ic setzten sie sich. Dellwitz zog sein Zigarettenetui aus der Brusttasche der Feldbluse.

„Ich bin froh, von Berlin weg zu sein“, sagte er. „Meine Familie wurde nach Thüringen evakuiert. Was sollte ich in der Bendlerstraße weiter Befehle empfangen und welche ausführen? Wie geht's hier, Werner? Läuft alles?“

„Allem Anschein nach ja, von einigen kleinen Pannen abgesehen. Die Kosakeneinheiten stehen, ein alter Ataman, eine legendäre Figur des Kaukasus, arbeitet mit uns. Unsere Einheiten sichern die Bahnstrecke nach Rostow, der Rückzug aus dem Kaukasus hat begonnen. Ich habe nicht gehört, daß es zu Turbulenzen gekommen ist. Der Russe drückt natürlich heftig nach.“

Werner zeigte auf der Karte nach dem knapp sechzig Kilometer von Krasnodar entfernten Ust-Labinskaja, wo die Laba in den Kuban mündete.

„Von hier aus soll die Gotenstellung, unsere erste feste Abwehrlinie, nach Norden verlaufen; südlich des Kuban schwenkt sie im Bogen nach Westen. Entscheidend wird sein, daß die Unseren sich vor dem Eintreffen des Gegners in der Stellung festsetzen können und daß wir unsere Artillerie heranbringen.“

Dellwitz betrachtete die Karte.

„Hm, sieht ganz so aus, als ob der Verein, zu dem ich komme, direkt auf Krasnodar zurückgehen wird. Wie lange werden Sie bleiben, Werner? Hat Ihr Stab einen Kampfauftrag?“

„Bisher nicht. Aber was nicht ist, kann noch werden.“

Es klopfte an die Tür. Ein Feldwebel der Luftwaffe in pelzgefütterter Lederjacke trat ein.

„Herr Major, es wird Zeit. Wir kommen sonst in die Dunkelheit.“

Dellwitz drückte die Hand des Freundes.

„Hals- und Beinbruch, Werner!“

„Das gleiche, Dellwitz. Rufen Sie doch mal durch. Über die Armeeleitung können Sie uns noch erreichen.“

Die Tür schloß sich hinter dem Major und dem „Storch“-Piloten.

Auf einmal fühlte Werner sich sehr einsam, als sei er allein in der großen Stadt Krasnodar.

Er brauchte Entspannung und Abwechslung. Vielleicht war ein Gang durch die dunkle Stadt das geeignetste. „In einer Stunde bin ich zurück, Ziblinski.“

Werner schlenderte durch die Stadt. Soldaten begegneten ihm. Mechanisch erwiderte er ihren Gruß.

Schließlich suchte er eine Teestube auf. Sie war voll besetzt. Russen, Einwohner von Krasnodar, und deutsche Soldaten saßen bunt gewürfelt an den Tischen und schwatzten miteinander. Werner sah dieses Bild und dachte bei sich, daß diese friedliche Szenerie nur Trug sei. Unter der Oberfläche gäbe es seit langem. Bienert hatte ihm wiederholt Berichte zukommen lassen, in denen Vermutungen über Vorbereitungen zu Revolten in der Stadt ausgesprochen wurden. An den Haaren hatte Bienert dies nicht herbeigezogen. Vielmehr verfügte er, so erstaunlich dies wegen seiner menschlich abstoßenden Art auch sein mochte, über ein großes Netz von Verbindungsmännern und Agenten, die ihn mit Material belieferten.

Mehrere Leichtverwundete mit Verbänden an Köpfen, Armen und Schultern saßen an den Tischen.

Werner bestellte sich bei der adretten russischen Bedienung, die eine große schwarze Schleife in den blonden Haaren trug, ein Kännchen Tee. Dieser Tee, auch Tschai genannt, mußte in unvorstellbaren Mengen in Krasnodar vorhanden sein, denn er wurde trotz der langen Besatzungszeit in den Lokalen verkauft.

Als er bezahlen wollte, fragte ihn die Bedienung: „Nix Rubel?“ Warum wollte sie Rubel und nicht das in den besetzten Gebieten gültige Geld?



„Nein, Rubel habe ich keine dabei.“ Schon wollen sie unser Geld nicht mehr haben, dachte Werner beim Hinausgehen. Sie warten anscheinend schon auf die Rote Armee.

Auf einen Sprung ging er in die Proletarskaja, um in seinem Zimmer etwas zu holen. An der Flurtür begegnete ihm die Filipowa.

„Guten Abend, Gospodjin Hauptmann. Sie kommen doch noch. Und Leutnant Zapp? Zulima wünscht ausdrücklich, daß auch Leutnant Zapp dabei ist.“

„Wobei denn?“ fragte Werner.

„Wir feiern, vielleicht Abschied, Gospodjin Hauptmann.“

„Abschied? - Wollen Sie denn verreisen?“

„Wir? Nun, vielleicht nicht wir, wer weiß! Kommen Sie, Gospodjin?“

Nach kurzem Zögern sagte Werner zu.

Auf dem Weg zum Stabsquartier dachte er nach. Also wußte auch die Filipowa, was bevorstand. Was diese Menschen nur dachten? Undurchsichtig waren sie wie ihre Sprache.

„Ah, da sind Sie ja, meine Herren!“ rief Oberstleutnant Schwelm, als Hauptmann Werner und Leutnant Zapp, die er vorhin zu sich befohlen hatte, ins Dienstzimmer traten. „Aufgrund gewisser Informationen habe ich angeordnet, daß sämtliche Privatquartiere von den Offizieren in der Stadt geräumt werden. Sie werden künftig innerhalb des Stabsbereiches wohnen. Die Sicherheit meiner Offiziere ist gefährdet, und ich kann es nicht länger verantworten, daß Sie in Privatquartieren wohnen, meine Herren. Und Sie, Leutnant Zapp, gehen mit sofortiger Wirkung wieder zu den Kosaken von Umanskaja.“

Über Nacht war alles anders geworden, dachte Werner. Seit langer Zeit hatten erstmals wieder russische Kampfbomber die Stadt angegriffen. Die Kosakenstadt Krasnodar geriet langsam in den Frontbereich. Weit in der Ferne hörte man das Rollen des Geschützfeuers. Eisiger Ostwind war aufgekommen, hatte Schneeböen mit sich gebracht; der Kuban führte Treibeis, Pioniere mußten die an der Brücke sich stauenden Schollen beseitigen. Die Brücke durfte nicht in Gefahr kommen.

Hauptmann Werner verließ sein neues Quartier, in dem er den Rest der Nacht verbracht hatte. Es war ein beschlagnahmtes Privathaus in der Nähe der Krankensammelstelle, das von Posten bewacht wurde. Sankas stauten sich im Hof des Gebäudes in langen Reihen. Seit dem Vortag hatte man damit begonnen, Kranke und Verwundete aus Krasnodar abzutransportieren - nicht mehr nach Rostow wie bisher, denn auch diese Stadt war schwer bedrängt, sondern nach Taman im Westen, um von dort über die Meeresstraße von Kertsch nach der Krim gebracht zu werden. Werner hatte sich diese Informationen geben lassen. Wohl war ihm dabei nicht, wenn er an den Überfall der Russen auf der Krim dachte. Vorerst war die Krim aber noch in deutscher Hand.

Über die Gründe, warum Offiziere nicht mehr in Privatquartieren wohnen durften, hatte sich Oberstleutnant Schwelm nicht ausgelassen. Offensichtlich hatte er Informationen, die von Bienert stammten.

Einen Tag später wieder eine Besprechung.

Oberstleutnant Schwelm empfing Hauptmann Werner in seinem Dienstzimmer.

„Werner, ich habe sie jetzt satt, diese Schönfärberei. In Stalingrad, wo immer noch gekämpft wird, dürfte es ähnlich gegangen sein, wie es sich jetzt in unserem Abschnitt zusammenbraut. Was sollen die Meldungen von Stab zu Stab? Niemand weiß Genaues. Krasnodar ist dabei wie das Zentrum eines wild tobenden Orkans - Windstille hier, ringsum Turbulenz.“

Der Oberstleutnant ging zur Wandkarte und deutete auf das Gebiet nördlich des Kuban.

„Sehen Sie, Werner - ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß dieser Raum dort oben völlig frei von uns ist. Nicht einmal Ortskommandanturen sitzen in den Dörfern. Folglich könnte der Russe dort herumspazieren, wie es ihm beliebt. Glauben Sie, die wüßten das nicht? Sie wissen es besser als wir, es ist ja ihr Land; und wenn sie klug sind, wie ich sie einschätze, werden sie alles daransetzen, um von dort oben her den Laden hier dicht zu machen. Wissen Sie, was man mir zur Antwort gab, als ich damit an höherer Stelle anklopfte? ‚Tut uns leid, wir haben nichts, was wir dort einschieben könnten.‘ Also Selbsthilfe! Vor einer Stunde habe ich Major Grader mit seinen Kosaken nach Norden in Marsch gesetzt. Immerhin besser als nichts.“

„Und Leutnant Zapp? Was ist mit ihm?“ warf Werner ein.

„Keine Sorge“, versetzte Schwelm. „Zapp bleibt mit der restlichen Ausbildungsschwadron zur Ortssicherung in Umanskaja. Fürs erste wenigstens. Ganz geheuer ist es ja auch im Süden nicht. - Dahinten in der Salzwüste“, sprach Schwelm weiter, „und in der Kalmückensteppe braut sich einiges zusammen. Das ist aber letzten Endes die Angelegenheit der auf Rostow und das Asowsche Meer zurückgehenden ersten Panzerarmee. Mackensen wird schon wissen, wie er seine Ostflanke zu sichern hat. Was mich beunruhigt, ist etwas anderes: Unsere Rückzugsbewegung hat eine Völkerwanderung ausgelöst. Tausende von Flüchtlingen ziehen in unübersehbaren Trecks durch die Steppe. Jede dieser Flüchtlingsfamilien - es sind Kosaken und Volksstämme aus dem Kaukasus - hat

von ihrem Besitz mitgenommen, was die Fahrzeuge tragen. Sie fürchten die Rache der Roten Armee. Fazit: Die Rückzugsstraßen für unsere Kolonnen sind verstopft. Vorerst bewegt sich der Flüchtlingsstrom in nordwestlicher Richtung. Man wird ihn, wenn er diese Richtung beibehält, von dem Flaschenhals zwischen Bataisk und Rostow abdrängen. Die Eisstraße über das Asowsche Meer trägt ja, wie es heißt. Nun stellen Sie sich einmal vor, der Russe drückt von Manytsch her gegen Tichoretzkaja! Dann schwenkt der Strom nach Westen, überschwemmt unser Gebiet und ballt sich zuletzt auf der Taman-Halbinsel vor der Straße von Kertsch zusammen. Das wäre das Ende - für uns! Das ist es, was ich Ihnen klarmachen wollte, Werner. Ihr Auftrag: Sie sollen sich das aus der Nähe ansehen und feststellen, was sich notfalls unternehmen ließe. Als Geleitschutz gebe ich Ihnen einen Lkw mit einer Gruppe der Stabswache mit. Die Leute sind verständigt, auch Ihr Fahrer. Haben Sie noch eine Frage?"

„Nein, Herr Oberstleutnant.“

„Schön, Werner, machen Sie's gut! Ich denke, Sie werden uns noch hier in Krasnodar finden, wenn Sie zurückkommen. Es sei denn - na ja.“

Mit Handschlag entließ der Oberstleutnant den Ic.

Sie fuhren durch die Stadt, auf schneeglatte Bahn Richtung Osten. Auffallend, die großen Kolonnen und Fahrzeugschlangen hatten alle denselben Weg nach Westen! Beim Rückzug ist eben alles umgekehrt, dachte Werner.

„Wo soll's denn eigentlich hingehen, Herr Hauptmann?“ fragte der Fahrer.

„Das möchten Sie gerne wissen, Latte, aber Sie können beruhigt sein - genau weiß ich es auch nicht.“

Der Stabsgefreite grinste seinen Chef von der Seite an. „Dann ist ja wieder mal alles in bester Unordnung“, bemerkte er.

Im gleichen Augenblick zischten ein paar Tiefflieger über ihre Köpfe hinweg. Aber die Bordkanonen blieben still.

Die Straße schwenkte nach Nordosten ab. Am Wegrand brennende Fahrzeuge, ein explodierter Munitionswagen, Leichen lagen zwischen den Trümmern.

Dann kamen Häuser in Sicht: Ust-Labinskaja. Auch über dieser Stadt standen Rauchwolken. Beiderseits der Straße wurden Gräben ausgehoben. Zwischen den Landsern schufteten Frauen in dicken Winterjacken. Ein Unteroffizier kontrollierte den Eingang der Stadt. Hauptmann Werner wies sein Soldbuch und den Marschbefehl vor.

„Danke, Herr Hauptmann. Uns interessiert nur, was in Uniform Richtung Westen fährt und läuft. Gute Fahrt, Herr Hauptmann.“ Der Unteroffizier salutierte.

In der Stadt, unweit der Kubanbrücke, brannten Häuser. Die Luftwaffe der Roten Armee hatte es demnach auf die Brücke abgesehen.

Wenig später waren sie am Kuban. Pioniere, mit langen Stangen ausgerüstet, hielten die Eisschollen an den Brückenpfeilern in Bewegung. Jenseits des Flusses staute sich, von Feldgendarmen angehalten, eine endlose Fahrzeugkolonne. Zwischen Wehrmachts-Lkw, Sankas und pferdebespannten Troßwagen standen mit Hausrat beladene ländliche Fahrzeuge, Pferde mit zottigem Fell, falbfarbene Ochsen mit weit ausladenden Hörnern. Frauen und Kinder saßen auf den Wagen, Männer in schwarzen Fellumhängen, die am Boden schleiften, standen neben ihren Reittieren.

Feldgendarmen mit Winkerkellen regelten an beiden Brückenrampen den Verkehr. Flak sicherte an beiden Ufern die Brücke; frierend stapften die Bedienungsmannschaften um die Vierlingsgeschütze. Auf der Südseite war eine Pak in Stellung gegangen.

Hauptmann Werner überquerte die Brücke. Noch ehe er das andere Ufer erreichte, schossen feindliche Tiefflieger aus den niedrig hängenden Wolkenbänken und beschossen die Brücke mit Bordkanonen. Bomben detonierten auf den Eisschollen in der Nähe der Brückenpfeiler. Das Vierlingsgeschütz schoß nach den Angreifern. In einer der angreifenden Iljuschin-Maschinen explodierte etwas, die Maschine geriet ins Trudeln und stürzte in unmittelbarer Nähe der Brücke in den Fluß. Eine riesige Wasserfontäne schoß hoch. Ihr folgten ein paar kleinere Detonationen. Die übrigen Flugzeuge entfernten sich nach Südosten.

Hauptmann Werner erhob sich, klopfte seinen Mantel glatt und rannte zum anderen Flußufer.

Jemand hinter ihm sagte: „Deshalb war der Iwan so scharf auf Armavir. Jetzt hat er den Feldflugplatz, nun will er die Brücke zerstören und uns abschneiden.“

Hauptmann Werner drehte sich ruckartig um.

„Was?“ fragte er betroffen. „Armavir ist in der Hand der Russen?“

„Ja“, entgegnete der Angesprochene, ein unteretzter Feldwebel. „Wir sind gerade noch mit einem Panzerspähwagen herausgekommen. Unser Werkstatttrupp hat es auch noch geschafft.“

„Soll das heißen, daß alles, was von drüben aus der Steppe vor dem Kaukasus noch kommen soll, damit abgeschnitten ist?“ fragte Werner.

Der Feldwebel machte einen langen Zug an seiner Zigarette. „Einiges ist sicher noch übergekommen, die anderen dürften nach Norden getümt sein.“ Er deutete auf einige Sankas am Ende der langen Kolonne. „Dort sind noch einige von uns, auch deutsche Rotkreuzschwestern. Die armen Mädels! Was die mitgemacht haben - ständig Tieffliegerangriffe und obendrein noch Artilleriebeschuß und Bomben!“

Werner dankte und ging zu dem Sanitätswagen. Er sprach einen jungen Oberarzt an.

„Sind Sie aus Piatigorsk?“

„Genau, wieso? - Wir sind kein funktionsfähiger Verbandsplatz, Herr Hauptmann, falls Sie das meinen. Wir führen Schwerverwundete zurück und die Schwestern vom Kriegslazarett.“

Werner nickte. „Ich weiß. Deshalb habe ich ja gefragt. Ich war im Spätsommer in Piatigorsk im Lazarett. Die Schwester, die mich pflegte, hieß Hilde. Ist sie hier dabei?“

„Schwester Hilde? Nein.“

„Nein? Ist sie - ist ihr etwas zugestoßen?“

„Nicht direkt. Sie ist nur beim Abmarsch nicht für einen der Sankas eingeteilt worden, sondern für einen unserer Lkw. Der hielt in Temirgojewskaja mit Motorschaden an. Der Fahrer meinte, er könne den Schaden in ein paar Stunden beheben. Hoffentlich ist es ihm gelungen, denn als wir losfuhren, war die Kampftruppe nicht mehr weit hinter uns.“

„Warum haben Sie nicht wenigstens die Schwestern mitgenommen?“

„Wir sind ohnehin überladen, Herr Hauptmann. Im übrigen wollten die Schwestern die Verwundeten auf dem Lkw nicht im Stich lassen.“ Das blasse Gesicht des jungen Arztes wurde finster.

Eine ältere Schwester zeigte sich am offenen Seitenfenster des Sankas. Ihr Haar unter der sonderbarerweise frisch gestärkten weißen Haube war grau.

Sie musterte den Offizier, der mit dem Oberarzt sprach.

„Natürlich - das ist doch Hauptmann Werner. Sie waren im Sommer einer unserer ersten Patienten. So trifft man sich wieder.“

Die Operationsschwester. Werner erinnerte sich, wie sie ihm zugeredet hatte, bevor er die Narkose erhalten hatte.

Inzwischen schoben sich immer mehr Fahrzeuge heran. Dreispurig staute sich die Kolonne vor der Brücke. Aus der Steppe näherte sich ein langer Zug hochbeladener Flüchtlingswagen, begleitet von berittenen Kosaken und Karatschaiern.

„Es nimmt kein Ende“, bemerkte Werner.

„Das ist erst der Anfang und nur ein Bruchteil von dem, was auf Achse ist“, erwiderte der Oberarzt. „Sie überschwemmen die Steppe. Wir haben Trecks überholt, die Schaf- und Rinderherden mitführten. Die Tiere finden kein Futter. Kaukasische Tragödie. Aber nicht mein Problem. Ich muß die Verwundeten und die Schwestern in Sicherheit bringen.“

„Wo ist denn der Oberstabsarzt?“ fragte Werner.

„Dr. Keller wurde zur Truppe geholt. Mitte Dezember ist er bei Mosdok gefallen.“

Der Oberarzt blickte hoch. Die Flugzeuge kamen zurück. Schon stießen sie durch die Wolken, fünf, sechs, sieben Maschinen. Alles Iljuschin II, mit Bug- und Heck-MG bestückt. Sie brausten im Tiefflug feuernd über die Kolonne, stiegen wieder hoch und begannen über der Brücke zu kreisen.

Das Feuer der Flak verstärkte sich. Die Iljuschins stürzten herab und warfen ihre Bomben ab. Sie zerbarsten im Fluß, Splitter flogen durch die Luft, Verwundete schrien, Pferde wieherten laut, Kühe und Ochsen brüllten.

Werner stand wie gelähmt neben dem Sanka. Der junge Oberarzt hatte sich unter den Wagen geworfen.

Die Flugzeuge drehten ab, wieder in Richtung Südosten, in Richtung Armavir!

Werner nahm im Wagen Platz und wies den Fahrer an, nach Südosten zu fahren.

Unwillkürlich dachte Werner beim Weiterfahren an Stalingrad.

Immer neue Fahrzeugkolonnen begegneten dem Mannschaftswagen, darunter auch pferdebespannte Artillerie, Vorläufer der zurückweichenden Kampftruppe.

Ein Unteroffizier stand auf der Fahrbahn und winkte.

„Unteroffizier Kienast“, meldete er sich bei Hauptmann Werner, als der Wagen gehalten hatte. „Die Karatschailer haben uns aus russischer Gefangenschaft befreit. Wir haben einen verwundeten Offizier bei uns. Er ist bewußtlos, hat hohes Fieber. Können Sie ihn zu einem Arzt bringen, Herr Hauptmann?“

Werner nickte. „Ich will's versuchen.“

Unteroffizier Kienast übergab Werner das Soldbuch des Schwerverwundeten. Er schlug es auf. Alfons Percht stand da, Oberleutnant des Gebirgsjägerregiments von Oberst Staufer. Werner erinnerte sich an Stauf er, den Mitreisenden im Urlauberzug von Rostow nach Krasnodar.

Mit einer Kopfbewegung rief Werner dem Unteroffizier zu:

„Sie können mitkommen, auch die anderen. Wenn Sie zusammenrücken, ist Platz für alle.“ Der Unteroffizier salutierte.

„Los, aufsitzen!“ rief er den Landsern zu. Dann verabschiedete er sich von dem Ältesten der Karatschaier, einem weißhaarigen Patriarchen mit zottiger Pelzmütze und schwarzem Fellumhang.

Vor der auf dem Kühler des Wagens ausgebreiteten Karte des Frontabschnitts grübelte Werner. Der Karte nach zu schließen waren es nur noch drei Kilometer nach Temirgojewskaja. Sie fuhren weiter. Endlose Flüchtlingstrecks begegneten ihnen, alles Angehörige der Bergstämme, die vor der Roten Armee flohen. Rinderherden und Schafe säumten den Fahrbahnrand. Unter den nach Westen Strömenden befand sich auch eine Turk-Kompanie, Männer mit gelblichen, asiatischen Gesichtern, bewaffnet mit deutschen Karabinern. Ein deutscher Offizier führte sie. Sie waren unterwegs zur Gotenstellung, die als erste befestigte Abwehrstellung aufgebaut wurde.

Schon war der Wagen in Temirgojewskaja angelangt. In der Ferne war Geschützfeuer zu vernehmen.

Eine Serie von Einschlägen lag bereits am Ostrand des Ortes. Aus einem Haus trat ein Zahlmeister heraus und grüßte.

„Wir hörten Fahrzeuggeräusche. Ich dachte schon, der Russe kommt“, sagte er.

„Gibt es denn keine Truppen im Ort?“ fragte Werner. Der Zahlmeister schüttelte den Kopf.

„Die Ortcommandantur ist gestern abgerückt. Außer mir und meinen Hiwis (russ. Hilfswillige) ist meines Wissens nur noch ein Sanitäts-Lkw hier, der mit Motorschaden liegenblieb.“

„Ich weiß“, entgegnete Werner. „Wo kann ich den Wagen finden?“

„In der Hauptstraße ist eine Werkstätte, die sich ein Instandsetzungstrupp eingerichtet hatte. Die Werkstattleute haben sich gleichzeitig mit der Ortcommandantur abgesetzt. Haben Sie Befehle für mich, Herr Hauptmann?“

„Befehle? Wieso?“

„Ich sitze hier mit meinem Verpflegungslager fest. Vor drei Tagen hieß es, das Lager sollte gesprengt werden. Dann kam der Gegenbefehl und seither nichts mehr.“

Das Übliche, dachte Werner. Unklarheiten, wohin man schaute. „Ich komme wieder her“, sagte er zum Zahlmeister. Mit dem Obergefreiten ging er die menschenleere Hauptstraße entlang. Wie ausgestorben lag sie da.

Die Einfahrt zu der Werkstätte war durch ein Hinweisschild gekennzeichnet. Unter einem Wellblechdach stand der Sanitäts-Lkw. Über der Tür zu einem langgestreckten Gebäude hing eine Fahne mit dem Genfer Zeichen.

„Sehen Sie nach, wie weit die mit der Reparatur sind!“ befahl Werner dem Obergefreiten. Dann betrat er das Gebäude.

Doch noch ehe er die Tür hinter sich schließen konnte, ratterte ein MG 42 mit seiner rasenden Schußfolge los. Ein russisches Maxim antwortete, dann folgten Artillerieeinschläge.

Das kann nicht weit sein, überlegte Werner, höchstens drei, vier Kilometer. So nahe war also die Front!

Werner schloß die Tür und suchte im Hausinnern nach den Stimmen, die er gehört hatte.

; Er öffnete eine andere Tür und schaute in einen L-förmigen Raum. Dort waren die Verwundeten des liegengebliebenen Sanitätswagens.

Ein blutjunger Unterarzt kam auf ihn zu. „Gott sei Dank, Herr Hauptmann, dachte schon, die Russen kommen.“

Aus der linken Ecke schaute eine Schwester auf, die gerade einen Verwundeten versorgt hatte. Schnell kam sie zur Tür.

„Sind Sie es, Hauptmann Werner?“ flüsterte sie freudig erregt. Die übrigen Sanitäter schauten betroffen und überrascht auf.

Werner nickte.

„Ich habe am Kuban Ihren Oberarzt getroffen, der sagte mir, daß Sie hier sind, Schwester Hilde. - Wie steht es mit der Reparatur des Wagens?“ fragte er weiter.

„Es fehlt an Ersatzteilen“, antwortete der Unterarzt anstelle von Schwester Hilde.

Werner nickte.

„Ich habe einen Lkw bei mir. Der kann Ihren Wagen abschleppen. Dann brauche ich Hilfe für einen Verwundeten, der in meinem Wagen liegt. Geben Sie mir eine Trage mit, Doktor. Meine Leute bringen den Verwundeten hierher.“

„Ich bin noch lange kein Doktor“, wehrte der junge Unterarzt ab. „Ich sollte jetzt im Frühjahr mein Physikum machen.“

„Was hat das jetzt zu sagen?“ entgegnete Werner ungeduldig. „Wir dürfen keine Zeit verlieren. Machen Sie sich abmarschbereit. Alles andere veranlasse ich.“

Draußen auf dem Hof kam Unteroffizier Kienast auf Hauptmann Werner zu.

„Dicke Luft, Herr Hauptmann. Wir müssen verduften, der Russe steht in der Nähe.“

„Ja, Kienast, aber erst laden wir noch ein paar Vorräte bei dem Zahlmeister auf, wenn unser Wagen mit dem Sanka im Schlepp kommt.“

Motorengeräusch! Erschrocken wandten sich die beiden um. Werner riß die Pistole aus der Tasche, Kienast seine Maschinenpistole von der Schulter.

Die Straße entlang kam ein Panzerspähwagen. Ein General stieg vom Wagen herab. Das bullige Gesicht war gerötet.

„Sind Sie der Ortskommandant hier?“ wollte er wissen.

„Nein, Herr General.“

„Ja in Dreiteufelsnamen, was suchen Sie dann hier? Wer sind Sie?“

„Hauptmann Werner, Ic Feldkommandostab z. b. V. in Krasnodar.“

„Wie kommen Sie dann hierher?“

„Erkundungsauftrag, Herr General.“

„Erkundungsauftrag. Da kutschieren die Herren durchs Gelände und verfahren den Sprit, der uns fehlt. Sie stehen ab sofort unter meinem Kommando. Ich bin General Doebinger. Beschwerden können Sie sich später. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr General.“

Der General warf einen Blick in den Hof.

„Sind das Ihre Leute?“

„Acht Mann Begleitkommando, Herr General. Die übrigen sind Versprengte, die mein Lkw mitgenommen hat.“

„Was - einen Lkw haben Sie auch?“

„Er soll ein Sanitätsfahrzeug mit Verwundeten und Lazarettpersonal, darunter zwei Schwestern, abschleppen.“

„Sehr gut. Sorgen Sie dafür, daß da nichts dazwischenkommt. Wünsche nicht, daß Verwundete und Rote-Kreuz-Schwester in die Hand der Russen fallen. Verstanden?“

„Jawohl, Herr General.“

„Sehr gut. Ihre Leute bleiben hier. Auch die Versprengten. Werden im Lauf des Tages noch mehr dazukommen. Sie fangen alles auf, was von vorn kommt, gleichviel, ob Offizier, Unteroffizier oder Mann! Ab sofort sind Sie Kampfkommandant von Temirgojewskaja mit allen Vollmachten. Sie halten den Ort und die Lababrücke so lange wie möglich und ziehen sich dann unter hinhaltendem Widerstand auf den Kuban zurück. Der Brückenkopf von Krapotkin wird noch vier Tage zum Abfluß der Panzernachhuten gehalten. Bis dahin wird die Gotenstellung nördlich von Ust-Labinskaja gefechtsbereit sein. Sobald Sie den Kuban erreichen, suchen Sie dort Anschluß. Alles klar?“

Hauptmann Werner hob die Hand zum Gruß.

„Jawohl, Herr General.“

Widerspruch oder Einwände wären zwecklos gewesen.

Der General ging zum Wagen und sprach kurz mit dem Offizier, der neben dem Fahrer saß. Der Wagen wendete und brauste auf der schneebedeckten Straße davon - dorthin, wo wieder MG-Feuer zu vernehmen war.

Bevor der General im Panzerspähwagen verschwand, winkte er Werner noch einmal zu.

Der Panzerspähwagen und das hochrädige Geländefahrzeug mit dem schwarzweißroten Divisionsstander rollten zur Lababrücke.

Werner stoppte den herannahenden Lkw mit dem Sanka im Schlepp.

„Machen Sie's gut, Latte! Melden Sie dem Ia, daß man mich hier braucht!“

Er schrieb einen Fahrbefehl nach Krasnodar aus und unterzeichnete als 3. Generalstabsoffizier des Feldkommandostabes z. b. V. und Kampfkommandant von Temirgojewskaja.

Dann ging er zur Rückseite des Wagens und hob die Plane hoch. Die Verwundeten lagen auf Stroh. Die beiden Schwestern und die Sanitäter hockten auf Kisten mit Medikamenten und Verbandszeug.

Schwester Hilde stand auf und beugte sich über die Rückwand.

Hauptmann Werner reichte ihr die Hand.

„Wenn in Krasnodar unerwartete Ereignisse eintreten sollten“, sagte er, „wenn Sie Beistand brauchen, dann gehen Sie zu Frau Filipowa, Proletarskaja, Haus Nummer sechzehn. Berufen Sie sich auf mich. Ich war dort im Quartier. Ich nehme an, Sie verstehen mich.“

Die Schwester nickte. „Ja, Herr Hauptmann. Alles Gute für Sie. Vielleicht sehen wir uns wieder.“

Im Südosten lebte der Kampfärm wieder auf und steigerte sich zu wildem Getöse.

Um die Krümmung der Straße bog eine Marschkolonne, angeführt von einem Leutnant.

Hauptmann Werner ging der Gruppe entgegen. „Abteilung halt!“

Der Leutnant kam auf Werner zu. „Leutnant Schäfer mit sechzig Mann auf dem Rückmarsch.“

„Danke. - Hauptmann Werner, Kampfkommandant. Teilen Sie Ihre Männer am Südost- und Südrand zur Ortverteidigung ein, Leutnant!“

Der Leutnant schluckte, öffnete den Mund und schloß ihn wieder.

Es begann zu schneien.

Wieder tauchte ein Rudel Versprengter auf, darunter auch Rumänen in erdbraunen Mänteln und hohen weißen oder braunen Pelzmützen. Nicht alle waren bewaffnet. Bei ihrem Anblick kam Hauptmann Werner klar zum Bewußtsein, welch fragwürdiges Himmelfahrtskommando General Doebling ihm aufgebürdet hatte.

Nacht über Krasnodar. Zeit der Bomben.

Oberstleutnant Schwelm war vom Offizier vom Dienst geweckt worden. Er hatte ihm mitgeteilt, daß der Ic-Fahrer ohne seinen Chef zurückgekommen sei.

Schwelm ließ den Fahrer rufen. Er musterte Latte mit finsterem Blick.

„Was höre ich da? Hauptmann Werner ist nicht mitgekommen? Sprechen Sie. Was ist passiert?“

„Das war so, Herr Oberstleutnant: Der Ort heißt Temirgojewskaja und liegt an der Laba. Ein Lkw vom Lazarett in Piatigorsk mit Verwundeten, zwei Schwestern, einem Arzt und Sanitätern hatte Motorschaden. Der Fahrer und der Beifahrer waren auf der Suche nach einem Ersatzteil. Anscheinend sind sie dem Russen in die Hände gelaufen. Unser Lkw hat den Wagen abgeschleppt. Befehl von Hauptmann Werner. Ich war am Steuer. War nicht ganz leicht bei der Schneeglätte, Herr Oberstleutnant.“

Schwelm trat nahe heran. Er zwang sich zur Ruhe.

„Und Hauptmann Werner? Wo steckt er?“

„In Temirgojewskaja, Herr Oberstleutnant. Da kam dieser General. Er hat den Herrn Hauptmann zum Kampfkommandanten gemacht. Unser Begleitkommando ist auch dort geblieben.“

„Was?“ Zorn rötete die Stirn Schwelms. „Sie können gehen.“

Oberstleutnant Schwelm stieg die Treppe hinab und betrat den Nachtdienstraum.

„Verbinden Sie mich mit Umanskaja, mit Leutnant Zapp.“

Die Leitung war vorübergehend blockiert, es wurden Ausnahmegespräche geführt.

Dann kam die Verbindung zustande. Der Ia befahl Leutnant Zapp, unverzüglich nach Krasnodar zu kommen.

„Aufstehen, raus!“ brüllte Leutnant Zapp, als er in den Schlaf räum der Schwadron trat. „Fertigmachen zum Abmarsch!“ Dann ging er zum Haus des Atamans, das unweit der Kirche stand.

Nach mehrmaligem Anklopfen meldete sich Jeluschkas Stimme.

Das Mädchen öffnete die Tür. Sie hatte eine Kerosinlampe in der Hand.

„Weshalb wollen Sie meinen Großvater mitten in der Nacht sprechen?“ fragte sie, während sie Zapp in den mit Erinnerungsstücken angefüllten Wohnraum führte.

„Ich verlasse Umanskaja.“

Vom Oberstock des zweistöckigen Hauses klang des Atamans Stimme: „Jeluschka, wer ist gekommen?“

„Der Leutnant will sich verabschieden, Großväterchen.“

Der Ataman humpelte ins Zimmer. Er war in voller Uniform.

„Ein Anruf, Ataman. Ich habe Befehl, nach Krasnodar zurückzukehren.“

Mit würdevollem Ernst sah der Alte den Leutnant an.

„Der Befehl war zu erwarten, Herr Leutnant.“ In der tiefen Stimme war kein Ton des Vorwurfs. „Alles ist anders gekommen.“

„Sie können nicht in Umanskaja bleiben, Ataman“, begann Zapp unsicher. „Ich weiß nicht, ob Krasnodar schon bald Kampfgebiet sein wird, aber lange kann es nicht mehr dauern, bis die Rote Armee vor Umanskaja steht.“

Scheljakow lächelte nachsichtig.

„Wenn ich Umanskaja verlasse, dann als letzter. Sie wissen, die meisten Einwohner sind noch hier.“

Plötzlich horchte Zapp auf. Schüsse hallten durch die nächtliche Stille. Schon war er an der Tür. Beim Hinausstürmen lud er die Maschinenpistole durch. Was war geschehen? War der Feind unbemerkt herangekommen oder - meuterten die Kosaken?

Über die breite Dorfstraße rannten aufgestörte Menschen. Jemand brüllte auf russisch Befehle. Der Schwadronstruppführer. Zapp entdeckte ihn bei einer Gruppe heftig gestikulierender und laut durcheinanderredender Frauen.

„Was, zum Teufel, geht hier vor?“ fragte Zapp den Unteroffizier.

„Weiß auch nicht, Herr Leutnant“, gab Lubasch zurück. „Das ganze Dorf spielt verrückt. Die Kosaken sind außer Rand und Band - als wenn der Feind schon in Umanskaja wäre!“

Ein Rudel Kosaken jagte auf Pferden heran. Einige Reiter feuerten, in den Steigbügeln stehend, ihre Karabiner ab. Vor dem Leutnant parierten sie die hochsteigenden Pferde.

Der Lärm auf der Straße legte sich allmählich. Jetzt erkannte Zapp die Ursache der jäh ausgebrochenen Panik. Deutlich war von Süden her anhaltendes und sich steigendes Gewehrfeuer zu vernehmen; dazwischen ratterte ein MG. Zapp schätzte die Entfernung auf knapp zwei Kilometer.

Plötzlich stand Scheljakow an seiner Seite. Bei ihm war Jeluschka.

Die Anwesenheit des weißbärtigen Alten wirkte beruhigend. Augenblicklich trat Stille ein. Der Gefechtslärm, von Süden kommend, wuchs an.

Zapp hatte seinen Entschluß gefaßt. Er bat den Ataman, den Befehl über die Schwadron zu übernehmen, und winkte den Donkosaken Krassin zu sich heran. Krassin war einer der Unterführer von Major Graders Stammanschaft.

„Lassen Sie mein Pferd bringen, und machen Sie sich mit Ihrer Gruppe marschbereit!“

„Was haben Sie vor, Herr Leutnant?“

„Ich will feststellen, was dort drüben vorgeht. Vielleicht braucht man unsere Reiter. Wichtig ist vor allem, daß die geplante Verteidigungsstellung besetzt wird.“

Als sie durch das nächtliche Dorf ritten, entgingen Zapp die Anzeichen nicht, die die Absicht eiligen Aufbruchs verrieten. In den Höfen wurden Pferde angeschirrt; vermummte Frauen schlepten Hausrat zu den Wagen.

Sie erreichten die Steppe. Der Schnee, der nicht sehr hoch lag, war feucht, die Luft fast lau. Bald würde es Tauwetter geben.

Mündungsblitze, das Geknatter des Schützenfeuers und MG-Garben wiesen ihnen den Weg.

In einer Mulde gab Zapp den Befehl zum Absitzen. Ein Kosak blieb bei den Pferden zurück. Krassin und die übrigen sieben Mann folgten dem Leutnant. Vorsichtig bewegte sich Zapp durch klumpig gewordenen Schnee.

Ein Geräusch wie leises Klirren von Metall irritierte ihn. Unwillkürlich duckte er sich. Dicht an seinem Kopf zirpte ein Geschloß vorbei. Eine Stimme rief: „Stoi! Rukij wjerch!“

Zapp war in die Deckung zurückgeglitten. Krassin an seiner Seite grinste.

„Nix russisch! Das Germanskij!“

Eine grüne Leuchtkugel stieg hoch. Das bedeutete: Hier sind wir! Der Kosak schien recht zu haben.

„Nicht schießen!“ rief Zapp.

„Komm raus!“ antwortete die Stimme von vorn.

Zapp stieg den Hang der Mulde hinauf. Mehrere Männer kamen im Ungewissen Schneelicht auf ihn zu, die Karabiner im Anschlag. Deutsche Soldaten. An den Jägermützen waren sie zu erkennen.

Einer schrie: „Flossen hoch! Weg mit der MPI!“

Zapp folgte der Aufforderung. Im Gefecht war man mißtrauisch, wenn ein Unbekannter auftauchte.

„Keine Aufregung“, sagte er gelassen. „Ich bin kein verkappter Iwan. Ich bin deutscher Offizier, aber ich habe Russen bei mir - Kosaken.“

Immer noch Mündungsblitze. Das MG schoß pausenlos.

Die Landser waren stehengeblieben. „Hol den Kommandeur!“ sagte einer.

Kurze Zeit später ging der Kommandeur auf Zapp zu. „Wer sind Sie?“

„Leutnant Zapp, zur Zeit Schwadronführer der Kosaken-Ausbildungsschwadron in Umanskaja.“

Der Kommandeur lachte. „Was es nicht alles gibt! Nehmen Sie die Hände runter, Leutnant Zapp. Ich bin Major Werneck. Meine Leute haben sich pflichtgemäß verhalten. Hier treiben sich allerhand Russen rum. Wußten Sie das nicht?“

„Nein, Herr Major. Ich war der Meinung, die Front wäre noch gut dreißig Kilometer entfernt.“

„Die Front?“ sagte der Major. „Sie besteht in Wirklichkeit nur auf dem Papier. Alles ist im Fluß.“

Zapp drehte sich um. Wo blieben die Kosaken? Verdutzt entdeckte er, daß sie mit den Pferden aus der Mulde verschwunden waren.

„Krassin!“ rief er. Keine Antwort. Er wandte sich zu dem Major um. „Meine Kosaken sind fort. Ich verstehe das nicht.“

„Vermutlich zum Gegner übergelaufen“, meinte der Major lakonisch. „Wir haben im Herbst etwas Ähnliches mit einer Hiwi-Kompanie erlebt.“

Zapp schüttelte den Kopf.

„Das glaube ich nicht. Sie werden die Situation mißverstanden haben. Kann sein, daß sie Verstärkung holen. Vielleicht fürchteten sie, daß man mich festgenommen hat.“

Der Major lachte breit. „Dann kämen uns also Ihre Kosaken auf den Hals.“

Im gleichen Augenblick setzte jenseits der trichterförmigen Mulde Gewehrfeuer ein. Dann ertönte ein vielstimmiges „Jiiijii!“ - der Kampfruf der Kosaken. Sekunden später verstummte er.

Ein Reiter kam im Galopp heran: Krassin. Vor Leutnant Zapp saß er ab. Auf russisch machte er Meldung. Seine Gruppe hatte einen feindlichen Stoßtrupp vernichtet.

Zapp dankte dem Unterführer. „Reiten Sie nach Umanskaja, Krassin. Die Schwadron soll sich fertigmachen zum Abrücken.“

Der Major nickte anerkennend.

„Scheinen ja tolle Burschen zu sein, Ihre Kosaken. Sie rücken also nach Krasnodar ab. Kann sein, daß Sie dort vom Regen in die Traufe kommen, Leutnant Zapp. Um Umanskaja brauchen Sie sich nicht zu sorgen. Wenn wir hier fertig sind, richten wir uns in dem Dorf fürs erste zur Verteidigung ein.“

Ein Kosak brachte Zapps Pferd. Der Leutnant meldete sich bei dem Kommandeur ab.



Zögernd graute der Morgen unter dem trüb verhangenen Himmel. Bedrohlich nahe setzte auf einmal das Rumpeln des Artilleriefeuers im Süden ein.

Leutnant Zapp saß auf der Kante des Ic-Schreibtisches und malte mit der Fingerkuppe Kringel in den Bombenstaub, der bei jedem Luftangriff von der Decke rieselte.

Nebenan tippte der Gefreite Ziblinski aus dem Stenogramm die Morgenmeldungen ab.

Zapp stand auf, zündete sich eine Zigarette an - Marketenderwaren gab es jetzt auf einmal in Hülle und Fülle - und öffnete die Tür zum Nebenzimmer.

„Sind Sie bald fertig, Ziblinski?“

„Nur noch die Meldung von Herrn Major Grader aus Petrowskaja, Herr Leutnant. Dort oben sind Teile einer neuauftauchten russischen Armee festgestellt worden. Die Kosaken haben Gefangene gemacht und sie ausnahmsweise mal zum Regimentsgefechtsstand gebracht.“

Ausnahmsweise! Wie sagte Major Werneck auf der verschneiten Steppe vor Umanskaja? „Tolle Burschen, Ihre Kosaken, Herr Leutnant Zapp!“

Tolle Burschen - allerdings! Auf Befehl des Ia waren die sechzig Mann der Schwadron aus Umanskaja im Gebäude einer stillgelegten Fabrik am Stadtrand kaserniert worden, nachdem sie bei ihrem ersten Auftreten in Krasnodar wie Sieger in einer eroberten Stadt Restaurants geplündert, Frauen und Mädchen belästigt und einige Feldgendarmen, die sich ihnen entgegenstellten, verprügelt hatten. Schwadronführer war jetzt ein ehemaliger zaristischer Gardeleutnant, der sich als Kellner und Taxifahrer in Berlin durchgeschlagen hatte und seit Beginn des Rußlandfeldzuges Berater beim Oberkommando der 17. Armee gewesen war. Oberstleutnant Schwelm hatte den ergrauten Leutnant angefordert, nachdem Zapp um andere Frontverwendung gebeten hatte. Zunächst freilich hatte Schwelm ihm bedeutet, er müsse Hauptmann Werner bis zu dessen Rückkehr in der Abteilung Ic des Feldkommandostabes vertreten.

Von Hauptmann Werner lag keine Nachricht vor. Jeder Versuch, Verbindung mit ihm aufzunehmen und die sofortige Rückführung des Ic und der ihm beigegebenen Leute sowie des stabseigenen Kübelwagens zu veranlassen, war fehlgeschlagen. Niemand wußte genau, wo Hauptmann Werner sich jetzt aufhielt.

In den Morgenmeldungen war mitgeteilt worden, daß die Gotenstellung aufgebaut war und bereits erste Berührung mit den Sowjets bekommen hatte.

Gefreiter Ziblinski zog die letzten Blätter aus der Schreibmaschine und gab sie Leutnant Zapp. Zapp überflog die Nachrichten. Auch der Nordkessel von Stalingrad hatte - dem Feindsender zufolge - den verzweifelten Kampf aufgegeben. Alarmierend für den eigenen Bereich war eine Meldung der Marine aus Kertsch. Entschlüsselte Funksprüche ergaben, daß eine feindliche Landung an der Schwarzmeerküste unmittelbar bevorzustehen schien. Die große Zange! Würde sie zuschnappen, ehe die Absetzbewegung beendet und der Kubanbrückenkopf besetzt war?

Zapp legte die Meldungen in die Mappe, die für den Ia bestimmt war.

Dann ging er zum Ia. Doch Oberstleutnant Schwelm war nicht da. Zapp übergab die Meldungen dem Ordonnanzoffizier.

Was der O I an diesem Morgen erfuhr, war alles andere als rosig.

Rostow, das schon verloren schien, war noch einmal freigekämpft worden, aber die Eisstraße über das Asowsche Meer, der Rückzugsweg eines Teils der 1. Panzerarmee und der Fluchtweg unübersehbarer Menschenmassen, war nicht nur wegen des Tauwetters gefährdet, sondern auch durch pausenlos angreifende Tiefflieger der Roten Armee. Rostow, der einzige noch offene Landweg, konnte nur unter Aufbietung aller verfügbaren Kräfte gehalten werden.

„Und wie sieht es bei uns aus?“ fragte Zapp.

„Der Rückzug in den Kubanbrückenkopf verläuft planmäßig“, antwortete der Ordonnanzoffizier. „Man darf dabei nur nicht vergessen, daß der Gegner nicht schläft, daß nach dem Ende der sechsten Armee und ihrer Hilfstruppen in Stalingrad drüben starke Verbände frei geworden sind.“

Zapp war es unwohl bei dieser Lagebeschreibung und der Ausdeutung der Situation.

Der O I sprach weiter.

„Wenn nicht alles trügt, wird der Russe alles daransetzen, uns den Rückweg zur Meerenge von Kertsch abzuschneiden. Man rechnet mit seiner Landung im Raum Noworossiysk und zugleich mit Angriffen von Norden her, sobald Rostow und das Dondelta endgültig in seiner Hand sind.“

Beim Hinausgehen warf Zapp einen schnellen Blick auf die große Generalstabskarte. Die roten Pfeile, die Angriffskeile der Sowjets darstellend, beherrschten das Bild. Kläglich machten sich die schwarzen Pfeile der eigenen Linien aus. Das Stadtgebiet von Krasnodar schien ausgeklammert zu sein von den Angriffswellen der Gegner. Wollten die Sowjets die Kosakenstadt ohne Kampf in die Hände bekommen?

Als Zapp die Schreibstube betrat, sah ihn der Gefreite Ziblinski erwartungsvoll an.

„Alarm, Herr Leutnant! Sie sollen sich bereit halten, der Russe steht in Tochtamukaij!“

„Bereit halten wofür?“ fragte Zapp ohne jede Spur von Erregung.

„Soviel ich rausgekiegt habe“, erwiderte Ziblinksi, „sollen Sie die Riegelstellung Ost am anderen Kubanufer übernehmen.“ Er sah Zapp mit treuerherzigen Augen an. „Eine Frage, Herr Leutnant: Nehmen Sie mich mit?“

Zapp nickte. „Will schauen, was sich machen läßt.“ Der Feldfernsprecher klingelte. Zapp hob ab. Am anderen Ende der Leitung sprach Oberstleutnant Schwelm.

Der Leutnant erhielt den Befehl, die Riegelstellung Ost zu besetzen und um jeden Preis zu halten, da dies für den Rückzug der Armeen und die Festigung der Gotlinie von größter Bedeutung sei. Ihm beigegeben wurden fünfzehn Wirtschaftsführer, die für Tiflis vorgesehen waren und bis jetzt in Krasnodar ein halb ziviles Dasein fristeten. Außerdem genehmigte der Oberstleutnant dem Leutnant, sich fünfzehn Kosaken auszusuchen.

„Ich behielte gern den Gefreiten Ziblinksi bei mir“, sagte Zapp.

Nach einer Pause stimmte der Oberstleutnant zu.

„Geht in Ordnung. Der Stab wird aufgelöst. Der General, der Zwo a und ich übernehmen einen Divisionsstab. Leben Sie wohl, Zapp. Gott befohlen!“

„Gott befohlen, Herr Oberstleutnant!“

„Ziblinksi“, sagte er zum Schreibstubegefreiten, „suchen Sie Ihre Klamotten zusammen. Wir ziehen um. Riegelstellung Ost.“

Mit hochrotem Kopf trat in diesem Moment Oberleutnant Bienert ein.

„Wer befiehlt eigentlich hier?“ schrie er aufgebracht.

„Wieso?“ fragte Zapp gelassen. „Wenn Sie mich meinen - ich bin gerade erst angekommen und schon wieder im Begriff, zu verschwinden.“

Bienert nickte, schon ruhiger. „Weiß Bescheid. Es ist zum Aus-der-Haut-Fahren. Ausgerechnet jetzt, da ich Sondervollmachten brauche, ist alles ausgeflogen. Kein la, kein General. Wie man sich das vorstellt? Wenn hier nicht rechtzeitig durchgegriffen wird, geht alles drunter und drüber. Drüben am Kuban, wo das Material für die Eisenbahnbrücke lagert, ist ein Feldgendarm erschossen worden. Die Ratten kommen aus ihren Löchern. Wie soll ich mit meinen paar Mann dagegen ankommen? Da gibt es nur eins: Das Standrecht muß verkündet werden. Aber wer unterzeichnet den Erlaß?“

„Ich nicht“, wollte Zapp sagen, zumal er zu solchen Maßnahmen gar nicht ermächtigt war, doch Bienert hatte das Geschäftszimmer schon wieder verlassen.

\*

Hauptmann Werner schlief auf einer Holzpritsche im Keller der Ortskommandantur. Die Kellerdecke war mit Bohlen verstärkt und mit Schienen, die von einer stillgelegten Bahnlinie stammten, abgestützt. Da der Russe Temirgojewskaja innerhalb weniger Stunden dreimal bombardiert hatte, wobei die Vorderfront des Hauses eingestürzt war, hatte Werner seinen Gefechtsstand in den Keller verlegt. Bei ihm befand sich Unteroffizier Kienast, der wenig glücklich war, daß er sich dem Hauptmann angeschlossen hatte.

Die Einheit, die Hauptmann Werner tagsüber mit nach rückwärts abziehenden Soldaten zusammengestellt hatte, schätzte Kienast auf inzwischen zweihundertachtzig Mann, darunter dreißig Rumänen. Ein Lkw aus Ust-Labinskaja hatte Waffen und Munition bei sich, so daß die Einheit bei sechs MG als gut ausgerüstet galt in dieser momentanen Situation.

Die Flak an der Lababrücke war am Tag zuvor von Bomben zerstört worden. Der Russe ließ auf sich warten. Wollte er auch diesen Ort in der Nacht im Handstreich nehmen wie alle anderen Städte und Dörfer zwischen Mosdok und Armavir?

Vor drei Stunden war ein Spähtrupp abgerückt, um die Bewegungen der Sowjets zu erkunden. Hauptmann Werner wollte wissen, ob der Russe nordwärts Temirgojewskaja vorbeiziehen würde. Wenn dies der Fall war, mußte sich die Kampfereinheit schleunigst absetzen.

Mit solchen Überlegungen vertrieb sich Unteroffizier Kienast die Zeit beim trüben Schein eines Hindenburglichtes. Betrüblich war nur, daß die Nachhut der ersten Panzerarmee den Ort ebenfalls umgangen hatte. Vermutlich würde die Kampfgruppe Werner die letzte Einheit sein, die den Kuban bei Krapotkin überschreiten würde.

Der Spähtrupp kehrte zurück, fünf Panzersoldaten in weißen Wintermänteln und weißen Helmen. Jetzt erhob sich Hauptmann Werner.

„Feldwebel Strohm mit vier Mann von Erkundung zurück.“

Sein Bericht war von höchster Bedeutung. Bei den Gunaiki-Höfen, einem auf der Karte eingezeichneten Weiler, war der Spähtrupp aus einer Senke beschossen worden. Sie hatten das Feuer erwidert, waren weiter vorgewandert und hatten einen verwundeten Rotarmisten im Schnee gefunden. Der Feldwebel, der etwas Russisch verstand, hatte ihm so viel entlockt, daß bei Tagesanbruch der Angriff auf Temirgojewskaja beginnen sollte.

Auf Werners Befehl begaben sich der Feldwebel und seine Leute auf die ihnen zugewiesenen Posten der Ortverteidigung.

Er selbst rief dann die Kommandanten der einzelnen Stellungen und Kampfstände an und forderte sie zu höchster Wachsamkeit auf.

Danach zog er den Mantel über, schnallte um und griff zur Mütze. Als erstes mußte er den starrköpfigen Zahlmeister Mühlmann, der immer noch auf irgendwelche sagenhafte Befehle wartete, zur Vernunft bringen. Zwar hatte der Mann sich inzwischen dazu herabgelassen, die benötigte Verpflegung gegen Empfangsbescheinigung auszugeben, aber die Bestände des Lagers waren noch immer so reichhaltig, daß man unverzüglich mit dem Verladen beginnen mußte, sollte der Abtransport noch vor Tagesanbruch beginnen.

Werner befahl Kienast, sich nicht vom Fernsprecher zu entfernen und ihn sofort zu verständigen, falls sich Besonderes ereignen sollte.

„Ich gehe zum Zahlmeister und dann zum Wagenpark“, fügte er hinzu. Dort, bei den in Deckung geparkten Fahrzeugen, stand auch der Wagen aus Krasnodar.

Hauptmann Werner stieg die Treppe hinauf. Die Tür zur Zahlmeisterei stand offen. Werner trat ein.

Er rief. Nichts rührte sich. Er ging weiter und entdeckte Zahlmeister Mühlmann in einer Blutlache am Boden. Er atmete kaum. Werner stellte zwei Einschüsse am Kopf und im Rücken fest. Er blickte sich um.

Das Magazin war durchwühlt worden. Mehlsäcke waren aufgeschnitten, Konservenbüchsen waren auf den Boden gerollt.

Werner rannte hinaus, Hilfe zu holen. Wenige Minuten später kehrte er mit einem Sanitäter zurück. Betroffen kniete er neben dem Zahlmeister am Boden. Die Hilfe war zu spät gekommen, die Sanitätstasche überflüssig geworden. Mühlmann war tot.

Er nahm das Soldbuch des Toten an sich und brach die Erkennungsmarke durch.

Einem Feldwebel der Nachrichtentruppe, der mit seinem Zug ebenfalls in den Ort geraten und von Werner angehalten worden war, übertrug der Hauptmann das Kommando über die Fahrzeuge. Nur sein eigener Wagen sollte am Ort bleiben. Einem längeren Fußmarsch war er mit seinem Bein nicht gewachsen. Außerdem war nicht vorauszusehen, ob nicht Schwerverwundete abtransportiert werden mußten.

Als Werner in seinen Gefechtsstand zurückkam, war es fünf Uhr morgens. Noch zwei, allerhöchstens drei Stunden, dann würde der Kampf beginnen. Häufig griff der Russe mit der aufgehenden Sonne an. Die Wolken, die immer wieder Schneeschauer gebracht hatten, waren verschwunden. Sternenklar war der Himmel; der Vollmond warf fahles Licht über den Ort, dessen Stille vom Rumoren der abrückenden Fahrzeugkolonne durchbrochen wurde.

Kalt war es im Keller. Werner behielt den Mantel an.

„Legen Sie sich schlafen“, sagte Werner zu Kienast. „Ich wecke Sie, wenn es soweit ist.“

Wahrscheinlich würde der Russe das Wecken übernehmen. War alles zur Abwehr des erwarteten Angriffs getan? In Gedanken inspizierte er noch einmal die Stellungen, wobei er kritisch über die Verhaltensweise des Generals nachzudenken begann, der ihm hier mit einem kleinen Häuflein Soldaten praktisch die Verantwortung zugeschustert hatte, den Russen bei seinem Vormarsch aufzuhalten, damit aus der Absatzbewegung der Kaukasusfront eine neue Abwehrstellung am Kuban aufgebaut werden konnte.

Ein Melder vom Westriegel erschien im Keller. Der Westriegel war die schwächste Position im Aufbau der Verteidigung des Ortes, die Werner am Abend mit den inzwischen eingetroffenen, mehrere hundert Mann starken Einheiten organisiert hatte.

Der Melder berichtete, am Westufer des Labaflusses sei starker Fahrzeugverkehr festzustellen.

Hauptmann Werner gab dem Melder einen schriftlichen Befehl mit für Leutnant Petrescu. Er sollte einen Spähtrupp übers Eis der Laba schicken, um dort nachzusehen.

Eine halbe Stunde später kam Bescheid von Petrescu. Es waren Flüchtlinge aus Selentschukskaja, von Kosaken eskortiert.

Die Zeit schlich weiter. Die bedrückende Ungewißheit trieb Werner ins Freie. Blasses Morgenrot färbte den Himmel im Osten. Harte Paukenschläge zerrissen die Stille: Abschüsse! Werner stand wie gelähmt.

Feindliche Artillerie! Rauschen und Pfeifen! Die ersten Einschläge!

Die Erde begann zu beben. Immer neue Abschüsse, neue Einschläge. Bräunlicher Pulverdampf stieg in der Ferne hoch. Das Geprassel einstürzender Mauern mischte sich in das Donnergetöse.

Ein Gefühl eigenartiger Ruhe überkam Werner. Er kehrte in den Keller zurück. Fragend blickte er Unteroffizier Kienast an. Dieser schüttelte den Kopf.

Doch dann schrillte das Telefon. In das Geschrei russischer Stimmen, das aus der anderen Leitung herrührte, mischte sich Leutnant Schäfers Meldung.

„Geben Sie mir den Kampfkommandanten!“

„Am Apparat - was gibt's?“

„Sie kommen, Herr Hauptmann. In dicken Haufen, drei oder vier Wellen.“

„Verstanden. Geben Sie das Feuerkommando nicht zu früh!“

Die Verbindung brach ab. Werner legte auf und drehte die Kurbel. Im nächsten Augenblick läutete es wieder: Leutnant Kranz vom Südriegel. Auch der junge, vor kurzem erst beförderte Pionieroffizier meldete die Annäherung feindlicher Infanterie. Er hatte sich mit seinen Leuten zwischen den Trümmern zerstörter Häuser festgesetzt.

Ununterbrochen trommelte die feindliche Artillerie. Für Werner stand fest, daß sie ihr Feuer erst einstellen würde, wenn die erste Angriffswelle den Ortsrand erreichte.

In den kurzen Feuerpausen der Geschütze vernahm man jetzt das Rattern der eigenen MG.

Der Fernsprecher schwieg.

„Melder!“

Einer der Landser erschien aus dem Kellerverschlag.

„Herr Hauptmann?“

„Schlagen Sie sich zum Ostriegel durch zu Leutnant Schäfer! Falls der Gegner Einbrüche erzielt, sofort im Gegenstoß bereinigen!“

Der Melder wiederholte mit unbewegter Miene den Befehl. Im Verschlag holte er Stahlhelm und Karabiner und verließ den Keller.

Jäh verstummte das Feuer der feindlichen Geschütze. Der Infanteriekampf setzte ein. Laut drang der ständig sich steigernde Gefechtslärm in den Keller.

Das Telefon läutete. Leutnant Schäfer meldete einen Abwehrerfolg. Auch vom Südriegel kam wenig später die gleiche Meldung durch einen Leichtverwundeten.

Werner führte den Verwundeten die Treppe hoch und brachte ihn zum Verbandsplatz. Ein einziges MG feuerte noch. Bald würden sich die feindlichen Geschütze wieder bemerkbar machen.

Zahlreiche Häuser wiesen schon Treffer auf; eines brannte. Orangefarbene Flammen schossen aus dem eingestürzten Dach. Ein Blindgänger lag mitten auf der Straße. Achtlos stieg Werner darüber. Im ruhigen Krasnodar wäre man einem Blindgänger in weitem Bogen ausgewichen. Hier in der Zone des Todes, der jede Sekunde zuschlagen konnte, war die Angst, von der keiner verschont blieb, zeitweise verfliegen, in Situationen wie dieser. Hier halfen nur Kaltblütigkeit und Entschlossenheit.

Leutnant Schäfers Gefechtsstand befand sich in einem Keller, über dem das Haus zusammengestürzt war. Eine fast bombensichere Ruine, konstatierte Werner.

Schäfer erhob sich von einer Munitionskiste. Das hagere Gesicht des Vierundzwanzigjährigen hatte die scharfen Züge eines Mannes von vierzig.

Sein Bericht war trocken. Sechs Mann seiner Kompanie waren gefallen, sechzehn verwundet, davon drei nur so leicht, daß sie in die Stellung zurückkehren konnten.

Die Verluste des Gegners bezeichnete Schäfer auf etwa sechzig Tote. Die Rotarmisten waren stellenweise bis auf Handgranatenwurfweite herangekommen.

„Ich habe veranlaßt, daß neue Minen ausgelegt werden“, sagte Schäfer. „Der Iwan lief direkt auf den Minengürtel zu. Sie gingen zu Dutzenden hoch. Nur gut, daß der Russe noch keine Panzer eingesetzt hat.“

„Ja“, bemerkte Werner. Er wußte, was ihnen noch bevorstand.

„Wenn Panzer kommen, Herr Hauptmann, kann ich für nichts garantieren. Wir haben so wenige Stielhandgranaten für geballte Ladungen, daß uns hier bald das Licht ausgehen wird, wenn die Panzer kommen.“

Werner nickte. „Ich weiß nicht, woher ich jetzt panzerbrechende Munition herholen sollte. Sie kennen ja die Lage, Schäfer.“

„Allerdings. Mit so viel Pech hatte ich nicht gerechnet, als wir in dieses verdammte Kaff einmarschierten.“

„Wie haben sich die Panzergrenadiere gehalten?“

„Bestens“, erwiderte der Leutnant. „Sie haben den Gegner, soweit er in die ersten Häuser eingedrungen war, im Gegenstoß geworfen.“ Hauptmann Werner dankte und ging.

Der Pionierleutnant Kranz, der seinen Beobachtungsstand am zerbrochenen Fenster eines unversehrten Häuschens eingerichtet hatte, war noch jünger als Schäfer, gerade zwanzig. Auch sein Jungengesicht, das Werner an Leutnant Zapp erinnerte, war vom Krieg gezeichnet. In der Nacht hatte er eigenhändig die Verminung des Vorfeldes durchgeführt. Jetzt konnte er dem Kampfkommandanten melden, daß neue Minen verlegt und stellenweise auch Stolperdrähte angebracht waren. Sein zusammengewürfelter „Verein“, wie er sich ausdrückte, war bisher glimpflich davongekommen, zwei Mann waren durch Granatsplitter verwundet worden.

Durchs Fenster wies er auf ein MG, das am Rand eines Granattrichters aufgestellt war, und dann auf eine Anzahl im Schnee liegender erdbrauner Gestalten.

Hauptmann Werner ging weiter zu Leutnant Petrescu. Der Rumäne empfing ihn mit hochmütig abweisender Miene. Er sprach gebrochen deutsch.

Der feindliche Angriff hatte die Westflanke nicht berührt; auch der Artilleriebeschuß hatte keine Verluste gefordert.

In der sauberen, bürgerlich eingerichteten Stube, in der Leutnant Petrescu sich aufhielt, trat Werner ans Fenster. Er sah hinüber ans andere Ufer des Flusses. Immer noch strömten lange Kolonnen von Flüchtlingswagen am Ufer entlang.

Der Beschuß begann von neuem. Granaten wirbelten am anderen Labaufer Schnee- und Dreckwolken hoch. Ein Flüchtlingswagen war getroffen. Menschen flogen durch die Luft auf die Eisschollen des Flusses, rutschten ab und versanken. Schreie drangen herüber.

Wilde Panik brach drüben am anderen Ufer aus. Weitere Detonationen inmitten der Menschenmassen. Tiere brachen aus, rasten an die Uferböschung, rutschten ab und versanken im Wasser zwischen den Treibeisschollen; eine kleine Rinderherde machte sich selbständig und jagte in die weiße Ferne, und immer neue Granaten gingen in die Wagenkolonne. Ein grausames Spiel des Krieges mit den Menschen. Werner schauderte.

Die Zielrichtung der Granaten verlagerte sich wieder über den Fluß hinweg in den Ort. Ein Nachbarhaus erhielt einen Volltreffer. Petrescus Gefechtsstand erzitterte.

„Wie lange soll das hier noch dauern?“ fragte er mit beleidigter Miene.

„Ich habe meine Befehle, Herr Leutnant!“

Werner verließ das Haus, sprang von Deckung zu Deckung, da der Beschuß an Stärke zunahm und die Einschläge ziemlich nahe waren, und erreichte wohlbehalten seinen Gefechtsstand.

Unteroffizier Kienast verbarg seine Erleichterung nicht.

„Ich dachte schon, es hätte Sie erwischt.“

Werner lachte kurz auf.

„Ich trage schon genügend Splitter mit mir herum. Gibt's was Neues, Kienast?“

„Der Kübelwagen ist platt wie eine Wanze. Ein halbes Haus liegt darauf.“

Werner zuckte ungerührt die Achseln. Was hatte das jetzt noch zu sagen?

Das Geschützfeuer ließ nach. Fast im gleichen Augenblick läutete das Telefon. Es war Leutnant Schäfer.

„Feind greift an“, meldete er, „schätzungsweise Bataillonsstärke.“

Werner versuchte, Leutnant Kranz zu erreichen - vergebens. Die Leitung zum Südriegel war tot. Er rief die Vermittlung der Nachrichtenleute an, die in einem kaum dreißig Meter entfernten Haus eingerichtet war, und gab den Befehl, Störungssucher in Marsch zu setzen.

Zur selben Zeit erschien ein Melder vom Südriegel im Gefechtsstand. Außer Atem berichtete er, Leutnant Kranz sei durch Granatsplitter verwundet. Man habe ihn zum Verbandsplatz gebracht. Feldwebel Strohm habe den Südriegel übernommen.

Mit einer Munitionskiste beladen und die Taschen voller Eierhandgranaten, ging der Melder wieder nach vorn.

Wenig später war die Leitung zum Südriegel wieder intakt.

„Angriff abgewehrt“, meldete der Feldwebel. Leutnant Schäfer sprach kurz darauf von zwei tiefen Einbrüchen.

„Habe die Gegenstoßreserve eingesetzt“, fügte er hinzu.

Hauptmann Werner überlegte kurz. Wenn die Einbrüche am Ostriegel nicht zu bereinigen waren und der Gegner sich dort, wo er in die Stellung eingedrungen war, verstärkte, dann bestand für Schäfers Kompanie die Gefahr, abgeschnitten zu werden.

„Gehen Sie auf die Linie Schulhaus - Silo zurück!“ befahl er, wohl wissend, daß damit das Abbröckeln begann.

Als er den Handapparat auflegte, vernahm er von der Kellertreppe russische Laute. Instinktiv griff er zur Pistole. Im nächsten Augenblick steckte er die Waffe wieder ein.

In den Keller kam zwei Kosaken. An ihren schwarzen Fellmützen trugen sie die Embleme der Wehrmacht, ihre Waffen waren deutsche Karabiner.

Die Kosaken gehörten zu einem gegenwärtig noch acht Mann starken Reitertrupp, der sich auf Umwegen vom Terek her durchgeschlagen hatte. Der Gefechtslärm hatte sie nach Temirgojewskaja geführt. Sie behaupteten, von Armavir her seien etwa 2000 feindliche Panzer im Anmarsch.

Die Kosaken boten sich an, die Besatzung von Temirgojewskaja im Dunkel der Nacht auf eine abseits liegende Staniza zu bringen, von der aus sie sich weiter west- oder südwärts absetzen sollte.

Werner überlegte, ob er den beiden trauen sollte. Sie sahen wie Brüder aus, kräftig, nicht mehr ganz jung. Ihre dunklen Augen begegneten ruhig seinem forschenden Blick. Den Eindruck von Saboteuren machten sie nicht, wenn auch ihr Angebot sonderbar anmutete.

Einer der beiden Kosaken gab eine einleuchtende Erklärung: Pawlowskaja-Staniz lag westlich vom Labafluß. Wenn man die angeschlagene Brücke beim Abzug endgültig zerstörte, könnten die feindlichen Panzer, da das Eis des Flusses nicht tragfähig war, erst nachrücken, wenn schweres Brückengerät zur Stelle wäre.

„Wir sind in der Nähe, Gospodjin Hauptmann“, sagte der eine Kosak. „Rufen Sie uns, wenn Sie uns brauchen. Wir warten bis zum späten Abend. Dann reiten wir weiter.“

Sie verließen den Gefechtsstand.

Eine Stunde später, während der Feuerschlag der feindlichen Artillerie erneut auf den schon halb in Trümmern liegenden Ort trommelte, polterte der Melder, den Hauptmann Werner zum Westriegel geschickt hatte, die Kellertreppe herunter. Er war aufgeregt und konnte kaum sprechen. Die Rumänen waren mit ihrem Leutnant getürmt, teilte er mit.

Dieser Hiobsbotschaft folgte gleich darauf eine andere, die noch beunruhigender war: Feldwebel Strohm hatte unter dem Druck des Gegners die Südstellung aufgeben müssen und zog sich mit seinen Leuten zur Ortsmitte zurück.

Als der Tag zur Neige ging, war der gesamte Südteil von Temirgojewskaja in feindlichem Besitz.

In dieser Stunde faßte Hauptmann Werner den Entschluß, sich und seine Kampftruppe vom Gegner abzusetzen. Er wollte den Ort räumen, der sonst zum Grab für alle werden würde. Die Zahl der Gefallenen war schon hoch genug, die Kampfmoral der Truppe, tagsüber ergänzt von weiteren westwärts strömenden versprengten Einheiten, hatte nachgelassen.

Im Hagel der Geschosse suchte Werner die Kosaken. Er fand sie bei ihren Pferden in einem Silogebäude, das durch eine starke Betondecke abgesichert war.

In Pawlowskaja, sagte Werner zu den Kosaken, wollten er und seine Einheit etwas verschlafen, ehe man sich dann zum Kuban absetzen werde.

Seinen Auftrag hatte er erfüllt, den Ort mindestens einen Tag lang zu halten und den russischen Vorstoß zu bremsen.

Die Rückführung der Kampfgruppe Werner über den Kuban gelang. Noch im Schutze der Nacht konnte das Übersetzen über den Fluß bewerkstelligt werden. Als der Morgen mit brandigem Rot im Osten heraufkam, war der letzte Floßsack mit den restlichen Leuten von Hauptmann Werners Kampfgruppe übergesetzt. Der Gegner hatte, von einigen Scharmützeln abgesehen, die Rettungsaktion nicht mehr behelligt.

Krasnodar lag einige Zeit später vor ihnen, in Rauch und Gefechtslärm eingehüllt. Die Fahrt zu der Kosakenstadt war noch mehrere Male unterbrochen worden. Einige Male traten Feldgendarmen an den Wagen heran, kontrollierten die Papiere und fragten immer wieder dasselbe, warum denn der Hauptmann unbedingt nach Krasnodar wolle.

Eine Stunde dauerte es noch, ehe sie die ersten Häuser der Stadt erreichten. Sein Bein schmerzte ihn, und seine verwundete Schulter zuckte höllisch. Der Wagen fuhr in die Stadt. Brennende Häuser. Die Straßen waren leer. Kein Mensch war zu sehen. Aus Seitenstraßen hörte Hauptmann Werner vereinzelte Schüsse.

Sie durchfuhren die Gegend des Bahnhofs von Krasnodar. Eine Doppelstreife der Feldgendarmerie begegnete ihnen. Werner erkundigte sich nach der Lage in der Stadt und fragte, ob die Besatzung abgerückt sei.

Einer der Feldgendarmen antwortete: „Die meisten, die früher hier waren, sind weg, Herr Hauptmann. Die kämpfende Truppe hat die Stadt übernommen. Eine Division vom 44. Jägerkorps, die 783. Wir sind der Division unterstellt. Hier im Zentrum ist es ruhig, aber in den Außenbezirken läßt man sich besser nicht blicken. Die Russkis haben sich verkrochen. Sie warten. Alles wartet.“

„Liegt der Divisionsstab in der Stadt?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Hauptmann. In dem gleichen Gebäude, in dem früher der Feldkommandostab lag. Von dem ist nur noch ein Nachkommando hier.“

Sie setzten die Fahrt fort.

Als sie zum Roten Platz einbogen, blickte Werner entsetzt umher. Ungezählte Menschen hingen an Bäumen und Laternen, alle hatten Pappschilder auf der Brust hängen. Die Gesichter der Toten wiesen deutliche Zeichen des Verfalls auf.

Das Gebäude des Stabes war erreicht. Hauptmann Werner betrat es und suchte nach dem Kampfkommandanten. Ein Oberleutnant teilte ihm mit, daß der Major an der Front sei. Wo war die Front? Der OI zeigte auf der Karte eine Linie südlich des Kuban.

Auf dem Flur draußen traf er einen ihm bekannten Unteroffizier. Der war erleichtert, den Hauptmann wiederzusehen. Hauptmann Werner war als vermißt gemeldet worden.

„Ist Oberleutnant Bienert noch in der Stadt?“ fragte Werner.

„Jawohl, Herr Hauptmann.“ Werner wollte weitergehen, als ihm der Unteroffizier zuraunte: „Herr Hauptmann, da war noch etwas.“

„Was denn, etwas mit Leutnant Zapp?“

„Nein, Herr Hauptmann. Leutnant Zapp war zuletzt draußen in der Riegelstellung Ost. Jetzt ist er abgelöst worden. Wir wunderten uns schon, daß er noch nicht zurück ist. Es war etwas anderes, Herr Hauptmann: Eine Krankenschwester - Schwester Hilde - hat einige Male nach Ihnen gefragt. Sie hatte Schwierigkeiten, fortzukommen aus Krasnodar. Ich konnte ihr nicht helfen.“

Werner verließ das Stabsgebäude. Schwester Hilde war also noch in der Stadt! Er hatte ihr ja, bevor sie von Temirgojewskaja wegfuhr, die Adresse der Filipowa gegeben.

Er ging zur Proletarskaja. Auch dort brannten bereits einige Häuser. Andere waren zusammengestürzt. Das Haus Nummer 16 war zwar noch heil, hatte jedoch einige kleinere Treffer abbekommen. Die Umfassungsmauern wiesen Einschüsse von Maschinengewehrgarben auf.

Ein Schuß krachte.

War es im Haus Nummer 16? Werner beschleunigte seine Schritte, betrat das Haus und stieg zur Wohnung der Filipowa hoch. Er läutete. Nichts rührte sich.

„Olga Petrowna, öffnen Sie, ich bin es, Hauptmann Werner!“

Die Tür flog auf. Fauchende Laute schlugen ihm entgegen. Im Türrahmen stand ein Riese. Werner sah zwischen den Füßen des Mannes hindurch auf dem Fußboden des Flurs eine Gestalt liegen - in feldgrauer Uniform. Er trat näher. Es war Oberleutnant Bienert.

Als Werner zur Waffe greifen wollte, hob der Mann, neben den sich jetzt die Filipowa gestellt hatte, seinen Nagan-Revolver.

„Nein, Sergeij, nicht!“

Sergeij? Also doch ihr Mann - jener Sergeij, der die Sabotagetrupps in deutscher Uniform angeführt hatte, schoß es Werner durch den Kopf.

Noch ehe die Filipowa und ihr Mann etwas sagen konnten, flog die Tür eines Zimmers auf. Rotblondes Haar wurde sichtbar. Schwester Hilde stand mit verstörtem Gesichtsausdruck vor Hauptmann Werner.

Von draußen kam Motorengeräusch, kurz darauf das Trampeln von Knobelbechern. Der hünenhafte Riese machte einen Satz und verschwand in einem Zimmer. Glasscheiben splitterten. Stille.

Die Flurtür wurde auf gestoßen, Feldgendarmen drangen ein.

„Ich bin zu spät gekommen“, sagte Hauptmann Werner mit einer Kopfbewegung zu dem am Boden liegenden Bienert. „Er ist tot. Der Mörder ist geflohen.“

Die Gendarmen richteten ihre Karabiner auf eine Zimmertür, hinter der Geräusche laut wurden.

Draußen knallten zwei Schüsse. Dann war es wieder still.

„Holen Sie Ihre Sachen, Schwester Hilde. Wenn Sie mich brauchen, ich bin im Stabsgebäude.“

Auf der Straße entdeckte Werner den Mann, der Sergeij hieß. Er lag auf dem Gehsteig, mit dem Gesicht nach unten.

Einige Schritte entfernt stand ein Lkw. Landser luden Gepäckstücke auf.

„Wohin fahren Sie?“ fragte Hauptmann Werner.

„Nach Temrjuk am Asowschen Meer“, antwortete der Obergefreite. „Dort liegt jetzt die Armee.“

„Schön“ sagte Werner. „Wann fahren Sie ab?“

„Jetzt gleich. In ein paar Minuten, Herr Hauptmann.“

„Gut. Sie nehmen die Schwester nach Temrjuk mit und bringen sie zum Armeearzt. Das ist ein dienstlicher Befehl.“

Die letzten Kisten wurden aufgeladen. Im Fahrerhaus fand Hilde neben dem Fahrer und dem Beifahrer Platz.

Als der Lkw abfuhr, hob Werner grüßend die Hand zum Mützenschild. Schwester Hilde winkte hinter der Scheibe.

Hauptmann Werner war ins Stabsgebäude zurückgegangen.

Der Kampfkommandant saß am Schreibtisch. Werner stellte sich vor.

„Ich habe schon gehört, daß Sie wieder hier sind. Sie übernehmen das zweite Bataillon, Regiment achthundertvier. Der Kommandeur ist vor einer Woche gefallen.“

„Und Leutnant Zapp, mein Ordonnanzoffizier?“ fragte Werner. „Was wird mit ihm?“

„Zapp ist als Ihr Adjutant vorgesehen. Er wird bald wieder hiersein.“

Der Major stand auf.

„Jetzt, Werner, bringe ich Sie zu Ihrem neuen Regimentskommandeur, Oberst Leer, einem tüchtigen, umgänglichen Mann.“

Im Morgengrauen meldete sich Leutnant Zapp beim Stab der 783. Division, die sich in einem Ausflugslokal jenseits des Kuban eingerichtet hatte.

Die Begegnung zwischen Hauptmann Werner und Leutnant Zapp war herzlich. Völlig unbotmäßig mußte einem Außenstehenden die Umarmung der beiden vorgekommen sein. Werner und Zapp klopfen sich gegenseitig auf die Schultern. Sie begrüßten sich wie zwei alte Freunde, die der Hölle entkommen waren.

\*

Düster klingendes und gefährliches Trommelfeuer aus Hunderten von Geschützrohren aller Kaliber schlug seit drei Tagen auf die Stellungen westlich der in Trümmer gesunkenen kleinen Stadt



Krymskaja. Die Qualmpilze der seit drei Tagen schießenden sowjetischen Geschütze hatten den wolkenklaren Himmel verfinstert. Nur selten war die Sonne zu sehen.

Am Abend des zweiten Beschießungstages, als die Essenträger die Großkampfszuteilung mit Schokolade, Zigaretten und anderen selten gewordenen Genüssen durch die Laufgräben in die vordersten Linien gebracht hatten, übernahm Leutnant Zapp die Führung der siebten Kompanie. Er war aus dem Bataillonsgefechtsstand knapp zweihundert Meter rückwärts in einen brüchigen Unterstand übergewechselt, als der Chef der Siebten am Nachmittag gefallen war.

Leutnant Zapp stand nun auf dem in die Lehmwand des Laufgrabens behelfsmäßig eingeschachteten Podest und beobachtete durch das Fernglas gespannt das Vorgelände. Neben ihm standen die Männer der siebten Kompanie bereit. Achtundvierzig Karabiner und fünf leichte MG waren feindwärts gerichtet. Man erwartete seit Stunden die Vorhut der russischen Sturmtruppe.

Seit siebzig Stunden schoß nun der Russe aus allen Rohren, von einigen knappen Unterbrechungen abgesehen, bei denen Zapps Kompanie auf der Hut zu sein hatte; denn in diesen Minuten war größte Vorsicht gegenüber den gegnerischen Spähtrupps angebracht, die, von Trichter zu Trichter springend, das Vorgelände der deutschen Linie „inspizierten“.

Weiter trommelten die russischen Batterien. Die Absicht war klar. Je mehr Trichter im Vorgelände der deutschen Linie, desto günstiger für die Angriffswellen der Roten Armee.

Es war soweit. Schlagartig hörte der Trommelbeschuß auf. Beängstigende Stille machte sich breit. Kein Schuß, nicht einmal aus einem MG oder einem Karabiner, war zu hören. Minuten des bangen Erwartens! Leutnant Zapp und seine Leute standen in den Laufgräben, das Vorgelände anvisierend.

Nichts war zu sehen, noch hatten sich die Nebelschwaden der letzten Beschußserie nicht verzogen. Es herrschte Sicht auf etwa hundert Meter.

Leutnant Zapp stand mit dem Glas an den Augen auf dem Podest und blickte über den Grabenrand ins Vorfeld.

Und dann kamen sie!

„Feuer frei!“

Die MG begannen ihre tödlichen Garben in die Reihen der Angreifer zu jagen, dazwischen mischte sich das Gewehrfeuer.

Eine Kugel zischte an Leutnant Zapps Kopf vorbei, prallte an einem Holzbalken der Grabenrückseite ab und fuhr ihm am unteren Helmrand in die linke Halsseite.

Sekunden später war Leutnant Zapp blutüberströmt zusammengebrochen. Niemand konnte den Toten mehr bergen.

Ein Melder lief nach hinten zum Gefechtsbunker. Hauptmann Werner wurde gerade herausgetragen. Wie betäubt starrte der Mann den Sanitätern nach, die schwankend unter der Last des verwundeten Kommandeurs der Hölle der Feuerzone zu entkommen trachteten.

In einer Schlucht beim Waldgelände war der Sammelplatz der Sankas, übel zugerichtete Wagen, auf denen das Rote-Kreuz-Zeichen durch ungezählte Einschüsse fast unkenntlich war.

Hauptmann Werner wurde mit anderen Verwundeten aufgeladen. Auf der von Pionieren gebauten Straße, über die der Munitionsnachschub nach vorn rollte, fuhr der Sanka durch bewaldetes Höhengelände.

Der Hafen von Taman war nach vielen Stunden gefahrvoller Fahrt erreicht. Eine Sanitätsfähre nahm die inzwischen ungezählten Verwundeten des Krymskaja-Abschnitts auf, unter ihnen Hauptmann Werner, nur notdürftig verbunden. Ein Querschläger hatte seine rechte Hand zerfetzt.

Die Fähre überquerte die Meerenge von Kertsch. Auf der anderen Seite standen Sankas bereit, um die Verwundeten in die Lazarette von Feodosia und nach Simferopol zu bringen.

Sie waren der Todeslandschaft am Kuban entronnen...

ENDE